



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o. 20.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman
von

S. Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Die Ereignisse der letzten Tage hatten einen so schnellen Verlauf, daß sie wohl geeignet waren, näher Beteiligte außer Fassung zu bringen. Kaum hatte nämlich Herr Hase das Gespräch mit Rosa beendet und deren düstere Ahnungen zu zerstreuen versucht, da brachte der Bureaudiener des Vorderhauses ihm das Kästchen und die Zeilen Helmers. Sie lauteten:

„Lieber alter Freund!

„Ein Unglück bricht über mich herein; ich komme in Untersuchungshaft wegen Verdacht der Urheberchaft an dem Schurkenstreich gegen Koda. Ich weiß, es bedarf nur dieser Worte, um Sie all die Meinungsverschiedenheiten vergessen zu machen, die zwischen uns geherrscht haben, und Sie zu veranlassen, auf meine Bitte Ihren alten Posten bei mir wieder einzunehmen und mich zu vertreten, so lange die Untersuchung dauert. Ihr Helmer Wallroden.“

Des getreuen Kalkulators Hände zitterten so, daß der Brief vor seinen Augen hin und her schwankte; er mußte ihn noch einmal lesen, bis er das Ungeheure ganz begriff.

„Nur die schändlichste Verleumdung kann das ins Werk gesetzt haben!“ rief er aus. „Das ist eine teuflische Machination, zu der irgend eine Unvorsichtigkeit Helmers den Anhalt geboten; denn gewichtige Gründe müssen vorhanden sein, sonst verfügt man nicht die Untersuchungshaft über einen solchen Mann. Die unheimliche Halsstarrigkeit des Mannes!“ rief schmerzlich Herr Hase, „dieser absolute, harte Standpunkt des Rechts, von dem er nicht weichen wollte, das bringt ihn noch um Ehre und Achtung; summum jus, summa injuria, die äußerste Spitze des Rechtes ist zugleich das größte Unrecht; der alte Spruch ist wahr und sollte über jedem Gerichtshof mit goldenen Lettern zur Warnung stehen, an jeder Rechtskanzlei angeschlagen sein. Hier rächt sich das trohige Festhalten an dem Buchstaben des Rechtes gegen jede Humanität, gegen jede Billigkeit, gegen die Sprache des eigenen Herzens und Gewissens furchtbar.“

Die Strafe ist zu hart, das hat der tüchtige und im Grunde seines Herzens brave Mann nicht verdient. Er ist so unschuldig an der tückischen That, wie ich das bin; Koda hat meine Hilfe nicht mehr nötig, ich habe meiner Pflicht genügt und seine Angelegenheit befindet sich in guten Händen; mein Platz ist zur Seite jenes, den das Schicksal so schwer belastet, dort werde ich wirken und schaffen in seinem Interesse, wie ich es bisher gethan, und

wenn der Himmel mir beisteht, hoffe ich, Licht in diese dunkle Angelegenheit zu bringen, das meinem Herrn aus dem Gefängnis leuchtet.“ So überlegte Herr Hase und begab sich ohne Säumen in die Kanzlei zum Vorderhause und sah schon wieder auf seinem alten Platz, bevor noch der erschreckte Diener und die verwirrten Schreiber sich klar geworden waren, was eigentlich geschehen sei.

Es ist erstaunlich, wie wunderbar schnell in großen Städten Gerüchte sich verbreiten. Kaum eine Stunde nach der Verhaftung des Advokaten wußte dies Hamburg von einer äußersten Spitze zur andern; verhältnismäßig spät erst gelangte die Kunde davon in das Hinterhaus. Eine Gemüsehändlerin sprach darüber zu Rosa, und diese fiel fast in Ohnmacht bei der Nachricht. Leichenblau stürzte sie aus der Küche zu Herrn Hases Zimmer. Das war leer; sie sank dort, keines Gedankens mächtig, auf einen Stuhl, ihr war zum Sterben zu Mut, sie mußte sich an dem Sessel halten, um nicht herunterzufinken; dann stürzten ihr die Thränen aus den Augen und sie weinte so laut und herzbrechend, daß Frau Wernike ganz entsezt in das Zimmer ihres Mietherrn sprang, um zu sehen, was da eigentlich vorging; sie fand ihre Tochter dort allein in ihrem gräßlichen Jammer.

„Was ist denn passiert? was ist geschehen? wo ist Herr Hase?“ rief Frau Wernike erschreckt aus und sah sich im Zimmer um, denn sie glaubte, ihr alter, treuer Mieter müßte in einer Ecke tot liegen.

„Helmer ist gefangen genommen!“ stieß Rosa hervor und schrie vor Schmerz und Verzweiflung.

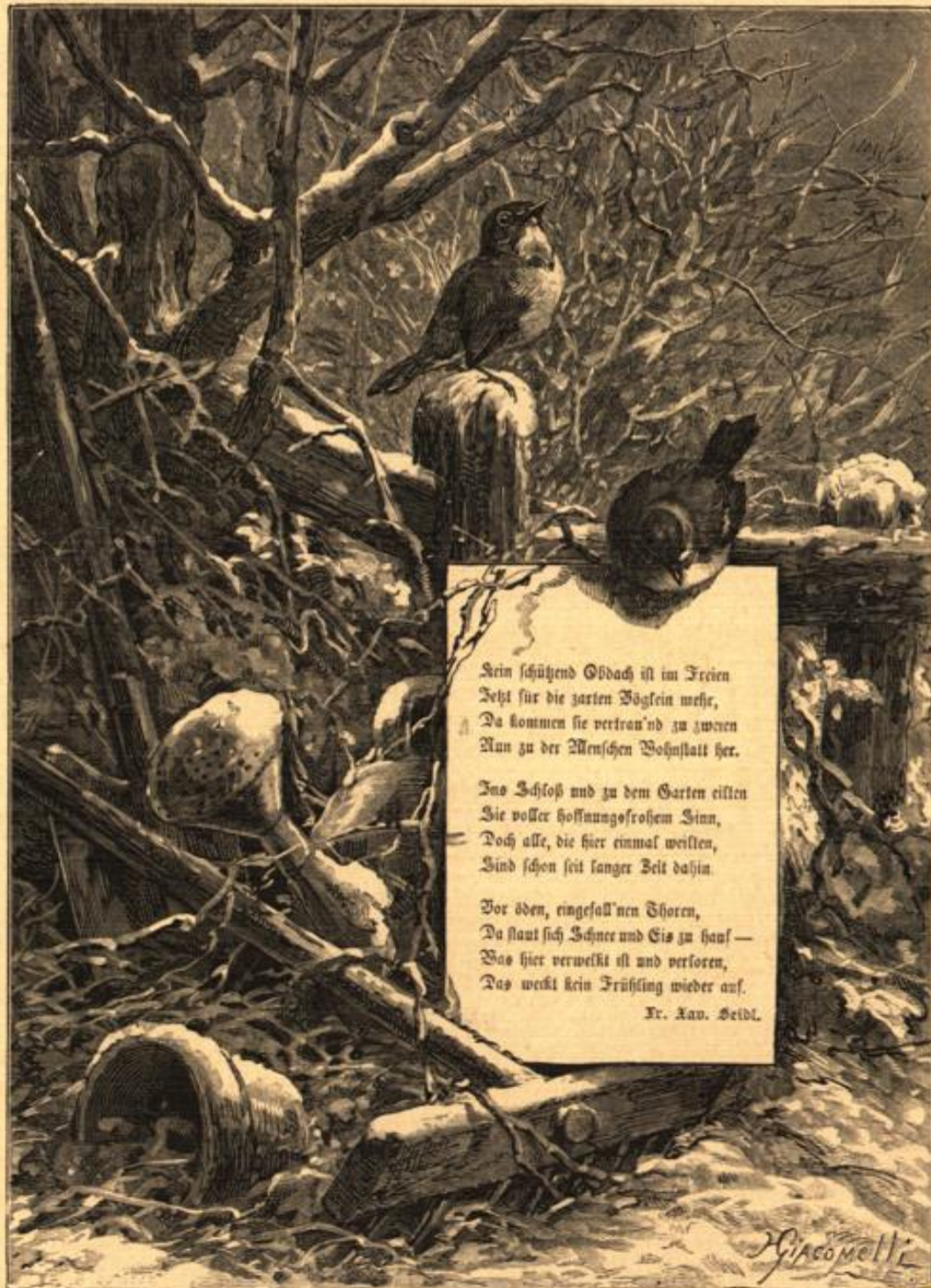
„Das ist schlimm!“ warf darauf die Mutter ein, „aber deshalb brauchst Du doch nicht so zu heulen, daß die Nachbarschaft unter den Fenstern zusammenläuft. Der Anwalt ist ja nicht Dein Vater, Dein Bruder!“

„Er ist mir mehr, Mutter, tausendmal mehr!“ weinte Rosa weiter; „mein ganzes Leben ist mir zerstört, vernichtet. O, wäre ich tot, es wäre besser, es wäre besser!“ jammerte Rosa.

„Was hast Du Dir denn da für überspannte Ideen in den Kopf gesetzt?“ entgegnete erstaunt und verwundert Frau Wernike. „Was geht Dich denn der Bräutigam einer andern an. Deshalb so unsinnig sich zu gebärden, Du bist nicht gescheit, Mädchen!“

„Er ist ja nicht mehr der Bräutigam Ernestinens!“ stieß Rosa hervor. „Alles aus! Ich liebe ihn, Mutter, schon seit Jahren und will ihn heiraten!“

„Du?“ rief Frau Wernike mit



Kein schützend Obdach ist im Freien
Zeit für die zarten Vögelin mehr,
Da kommen sie vertraut zu zweien
Nun zu der Menschen Wohnstatt her.

Das Schloß und zu dem Garten eilen
Sie voller hoffnungsvollem Sinn,
Doch alle, die hier einmal weilten,
Sind schon seit langer Zeit dahin.

Vor oben, eingesall'nen Thoren,
Da laßt sich Schnee und Eis zu haus —
Das hier verweht ist und verloren,
Das weckt kein Frühling wieder auf.

Fr. Kar. Seidl.

Dezember. Zeichnung von H. Giacomelli.

weit sich öffnenden Augen aus. „Helmer Wallroden Dich, dann hast Du allerdings eine sehr unglückliche Liebe!“ setzte die Mutter mit ganz eigener Betonung hinzu.

Plötzlich sprang Rosa auf und wischte sich mit der Schürze die Thränen.

„Ja, und doch, ich werde ihn heiraten, ich werde es erkämpfen, ich werde ihn befreien, und sollte ich die Mittel dazu mit meinen Händen aus der Mitte der Erde graben müssen. Ich will alles besiegen. Er ist unschuldig, so unschuldig an der scheußlichen That wie ich und Du, und das will ich beweisen, die Beweise suchen, und habe ich ihn frei gemacht, dann stehen wir gleich, er und ich. Ich habe mir eine Stellung erworben neben ihm, daß er nicht mehr auf mich herabsehen kann, auf die arme Puppenmacherin vom Hinterhaus; ich bin ihm ebenbürtig, wie eine Schwester, und wenn er Liebe für mich empfinden kann, wird er mich zu seiner Frau machen.“

„Was muß ich hören!“ sprach Frau Bernike. „In Deinem Kopfe ist es nicht richtig, Du Wallroden befreien, für ihn kämpfen, die Rosa Bernike ihn heiraten! Die überspannte Ernestine hat Dich angestekt, Du bist ja fürs Tollhaus reis!“ schloß Frau Bernike energisch.

„Nun, Mutter, diese ganze Welt, in der wir leben, scheint ein Tollhaus! Helmer soll einen Muehlmörder angestiftet haben, er wird deshalb in Haft genommen! Leben wir denn in einer Welt, die bei Sinnen ist? Wo solche Verrücktheiten passiren können, da darf ich auch so verrückt handeln, wie ich mir vorgenommen.“

„Das ist Dein Ernst?“ fragte Frau Bernike. „Mein fester Wille und unumstößlicher Entschluß! Das ist meine Lebensaufgabe, die ich jetzt vor mir habe und weiter keine andere,“ sprach Rosa.

„Du wirst Dich dabei so kompromittiren, daß Du keinen Mann bekommst!“ warf Frau Bernike ein.

„Wird das Helmer nicht, brauche ich keinen andern, das war schon meine Ansicht früher, also verliere ich nichts.“

„Nur Deine Zukunft, eine Versorgung, eine Heimat einstmals,“ hielt die Mutter entgegen.

„Meine Hände, mein Kopf und mein Fleiß sind mir Versorgung, Zukunft und Heimat genug. Es ist traurig, wenn ein Mädchen deshalb heiraten muß; das habe ich Gott sei Dank nicht nötig!“ versetzte Rosa.

Kopfschüttelnd verließ Frau Bernike, mit Mienen, die Sorge, Verdruß und Kummer ausdrückten, Herrn Hases Zimmer und Rosa folgte ihr, die schwarzen, runden Augen ernster als sonst, die hochgewölbten dunklen Augenbrauen zusammengezogen und den kleinen Kirschmund fest geschlossen, was ihrem Gesicht den Ausdruck großer Entschlossenheit und Entschiedenheit verlieh.

Der Zirkus Zerrini war durch die Ereignisse des 16. Februar in eine sehr üble Lage gekommen. Zwei seiner bedeutendsten Künstler hatte er verloren. Paul Roda war schwer krank und der berühmte chinesische Schütze lag als Leiche in der Morgue der Hamburger Vorstadt und jetzt drohte ihm auch noch der Verlust der Parfocerciterin Miß Cluny, die aufzutreten sich weigerte.

Miß Cluny war dem Krankenwagen gefolgt bis zum Spital, sie hatte dort sich absolut nicht wollen abweisen lassen, sie beharrte durchaus darauf, den Kranken versorgen zu helfen, und es bedurfte der ganzen Energie des Verbandsarztes, um sie zum Fortgehen zu bewegen, indem er ihr vorstellte, daß sie vor der Hand nicht nur nichts nützen, sondern sogar Schaden könnte, da der Verunglückte den Händen technisch ausgebildeter Krankenschwester so lange anvertraut bleiben müßte, als direkte Gefahr für sein Leben durch Gehirnschlag und dergleichen drohte, was erst nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden weniger zu befürchten sei; dann könne sie ja wieder versprechen und der Arzt wolle sehen, was sich thun ließe.

„Sie werden jedoch keiner andern Dame den Zutritt gestatten?“ fragte mit unter Thränen funkenden Augen die Schottin.

„Nicht nur keiner Dame, in welchem Verhältnis zu dem Patienten sie auch stehen mag,“ versicherte der Arzt, „sondern keinem andern menschlichen Wesen überhaupt als den Wärtern und den Ärzten.“

Jetzt erst, nachdem sie dies erfahren, entschloß sich Miß Cluny, umzukehren, und ganz zu Boden gedrückt von Kummer und gepeinigt von Eifersucht, wanderte sie neben Herrn Hase ihrer Wohnung zu.

Sie forschte diesen aus über Ernestine und die vielfache Bestätigung ihres Begleiters, daß sie die Braut des Advokaten Wallroden sei und in drei Monaten Hochzeit machen wollte, beruhigte sie nicht.

„Weshalb sprang sie in die Arena?“ fragte sie Herrn Hase, diesen so wütend ansehend, als sei er daran schuld. „Thut das die Braut eines andern? Thut das ein Mädchen, ohne die Geliebte des verunglückten Mannes zu sein?“ warf sie Herrn Hase entgegen.

Dieser wußte keinen andern Ausweg, als mit dem Kopfe zu schütteln.

„Ich verstehe jene Dame nicht,“ sagte er endlich und war froh, daß Miß Cluny jetzt eine Droßke nahm und ihn seinen Sorgen überließ.

Am andern Morgen erklärte die Schottin dem Direktor, daß sie nicht auftreten würde, so lange der Roda in solcher Gefahr schwebte. Sie wäre dazu nicht fähig, es sei ihr unmöglich, zu arbeiten, sie sei selbst krank und alle Vorstellungen des Direktors waren vergeblich.

Herr Zerrini erschöpfte eben alle Vernunftgründe, die für die Beteiligung der Miß an den Vorstellungen sprachen, er führte ihr langjähriges, treues Zusammenleben, ihre gegenseitige Hilfsbereitschaft, die Beweggründe der Freundschaft und der Pflichten, die sie ja gegen einander zu erfüllen hätten, an, er ließ alle Quellen Direktorenberedsamkeit vor Miß Cluny spielen. Da, als er gerade im besten Zuge war, wurde ein Besuch in das Versammlungszimmer geleitet und in schwarzer, beinahe Trauerkleidung trat Rosa ein.

Sie gab dem Direktor den Wunsch kund, unter dem Personal anfragen zu dürfen, ob niemand irgend eine Ursache der Feindschaft zwischen Paul Roda und jenem Cesarini wüßte oder eine Erklärung für das Attentat hätte, und speziell wünschte sie den Stallwärter zu sprechen, der den Cesarini in das Haus des Advokaten Wallroden habe hineingehen sehen.

„Darf ich fragen, in welchem Auftrage Sie diese Erkundigungen einziehen wollen?“ erwiderte Herr Zerrini einigermaßen verwundert.

„Es handelt sich um das Wohl und Behe eines guten Freundes, der in einen furchtbaren Verdacht gekommen ist,“ sprach Rosa, den Schleier zurückschlagend und mit Gewalt hervorbrechende Thränen zurückhaltend.

Der Direktor hatte Mitleid mit dem schönen, betäubten Mädchen, er gab Ordre, zuerst den Stallwärter hereinzuführen. In diesem Moment kam ein neuer Besuch in den Raum; eine untersekte, nicht mehr junge Dame, von raschen Bewegungen, elegant, aber etwas bunt gekleidet, mit bleichen, sehr regelmäßig schönem Gesicht und feurigen schwarzen Augen.

Sie schlug den Schleier zurück und kam dem Direktor entgegen, ihm die Hand reichend.

„Guten Tag, Monsieur Zerrini!“ rief sie in französischer Sprache aus. „Sie kennen mich wahrhaftig nicht mehr.“

„Ah, Madame Berrugnas!“ erwiderte der Direktor erfreut, beide Hände der Dame ergreifend und sie herzlich drückend. „Sie führt ein guter Stern zu mir. Wir haben uns wohl die zehn Jahre nicht mehr gesehen.“

„Zwölf sind es, verehrter Herr Direktor!“ fiel Madame Berrugnas-Wallroden, denn sie war es, die soeben direkt vom Bahnhof kam, ein. „Ich heiße jetzt Mademoiselle Dora aus Paris. Doch davon später. Haben Sie ein Plätzchen für mich, ich trage einen Mann in den Zähnen durch den Zirkus, auf dem Drahtseil fliegend, na, Sie wissen ja, was ich mache, ist gut, solide Arbeit. Haben Sie? Ja! Gut, doch davon später. Ich möchte mich eigentlich noch jemand erkundigen, einem flüchtigen Vogel, einem Schmetterlingsjäger, der hier gastirt, Cesarini heißt er, noch da hoffentlich?“ fragte die Dame, an ihrem an der Taille herabhängenden Fächer nestelnd.

„Cesarini?“ wiederholte der Direktor ernst. „Kennen Sie den Mann?“ forschte er.

„So oberflächlich, ja!“ bestätigte die kluge Spanierin. „Ich habe ihn doch noch erreicht, ich komme nicht zu spät?“ fragte sie leichtsin weiter. Der Ausdruck ihrer Augen jedoch bewies, daß sie die Frage nicht so gesellschaftlich gleichgültig stellte.

„Diesen Cesarini werden Sie nicht mehr finden,“ antwortete der Direktor mit großem Ernst.

„Abgereist, wieder fort?“ forschte die Spanierin im gleichen, leichten Tone, aber ihre Lippen zuckten seltsam.

„Nein, der Mann ist tot!“ sagte der Direktor.

Frau Berrugnas stieß einen eigentümlichen Laut aus, er klang wie ein heftiger unterdrückter Schrei; ihr Gesicht wurde fahl und lang, sie sah plötzlich zwanzig Jahre älter aus, ihr feuriger Blick erlosch und ihre Gestalt wankte.

„Tot!“ wiederholte sie mit rauher, tonloser Stimme. „Unglück gehabt in der Arbeit?“ brachte sie schwer über die rotgeschminkten Lippen.

„Nein, der Mann ist erstoren, umgekommen im offenen Boet auf dem Wasser, auf der Flucht, er fiel jemand meuchelmörderisch an!“ erklärte Direktor Zerrini.

„Wen?“ stieß die Spanierin hervor.

„Den Paul Roda!“ antwortete der Direktor.

„Wen?“ schrie die Spanierin mit freischendem Laut.

„Einen Kollegen, Virtuosen zu Pferd, Roda, Paul!“ wiederholte der Direktor.

Die Arme ausbreitend, schlug Madame Berrugnas hintenüber zu Boden.

Man sprang ihr hilfreich zu, sie lag in tiefer Ohnmacht, ihr Gesicht war grau, die Augen lagen in den Höhlen, tief schwarz umrandet und seltsam blutrot sah in dem leblosen Gesicht das aufgelegte Rot der Lippen aus.

Man besprengte die Ohnmächtige mit Wasser, mit Eau de Cologne; besonders Rosa bewies sich plötzlich außerordentlich teilnahmvoll.

Die Spanierin kam bald wieder zu sich.

Sie sah sich wild, wie irrsinnig um, dann sprang sie empor.

„Paul Roda! Paul Roda!“ stieß sie heifer hervor. „Was that er? Warum that er es? Ist er tot?“ sprach sie, wie geistesabwesend im Kreise sich umschauend.

„Ja, der Cesarini ist tot!“ gab Rosa, die gut französisch sprach, zur Antwort. „Der Paul Roda lebt!“ fuhr sie zu erklären fort. „Er ist nur schwer verwundet, jener andere schoß einen Nagel auf das Pferd. Kennen Sie ihn, den Cesarini?“ forschte Rosa, voll brennender Erwartung der Spanierin in das Gesicht sehend.

„Nein!“ schüttelte die Spanierin das Haupt, „ich kenne

ihn nicht,“ brachte sie tonlos über die Lippen. „Dem Namen nach, dem Namen nach,“ fügte sie müde hinzu; „aber der Paul Roda, wie sieht er aus?“ richtete sie die Worte an Rosa, „bleich, schöne große Kehaugen, weiße Stirn, ein Gesicht wie ein Engel. Haare wie schwarze Seide, lang wie Federn?“ beschrieb sie mit seltsam weichem Tone.

„Ja, so sieht er aus!“ bestätigte Rosa.

„Er ist mein Sohn!“ kam es leise von den Lippen der Spanierin; „mein lieber Sohn, den ich vierzehn Jahre nicht gesehen und so nun finden muß! Sagen Sie, mein gutes Fräulein,“ wandte sie sich wieder beweglich an Rosa, „Sie kennen ihn, Sie haben ihn gesehen, ist er schwer verletzt, hoffnungslos?“

„Nein, das nicht,“ mischte sich Direktor Zerrini in das Gespräch. „Die Nachrichten von heute mittag lauten sogar tröstlich, als wäre die Verwundung nicht so schwer, wie man zuerst annahm.“

„Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ murmelte Frau Berrugnas. „Könnte ich zu ihm, darf ich ihn sehen?“

„Heute ist es noch niemandem gestattet. Keinem, wer es auch sei, hat der Arzt angeordnet. Morgen vielleicht,“ erklärte der Direktor. „Wenn die Nacht gut war und die gehegten günstigen Erwartungen sich bestätigen.“

„Herr Zerrini,“ nahm darauf die Spanierin wieder das Wort, „Sie werden begreifen, was eine Mutter bei dieser Nachricht empfinden muß. Sie werden einsehen, wie ich gefoltert werde von Schmerz und banger Erwartung, wie sich die höchste Freude und der größte Jammer in meiner Seele mischen. Ich bitte Sie, mich zu unterstützen, daß ich zu meinem Sohne gelange. Ich bin fremd hier, verstehe die Sprache nicht. Helfen Sie mir, einer gemarterten Mutter,“ schloß die Spanierin in der leidenschaftlichen Art ihres Landes.

„Ich will das übernehmen, gute Frau,“ fiel darauf Rosa, Frau Berrugnas die Hand reichend, ein, „bei uns wohnt Ihr Sohn, und ich werde Sie zu ihm führen, sobald dies möglich ist.“

„Dank! Dank, mein gutes Kind!“ erwiderte die Spanierin, Rosa umschlingend und auf beide Wangen küßend. „Der Himmel lehne Ihnen, was Sie an einer Unglücklichen thun. Wo finde ich ein Unterkommen?“ wandte sie sich an Direktor Zerrini.

„Wenn Sie sich mit dem Zimmer Pauls bescheiden wollen, bei uns,“ antwortete statt des Gefragten Rosa schnell.

„Ich werde glücklich sein, sein Zimmer bewohnen zu dürfen,“ erwiderte Frau Berrugnas-Wallroden; „führen Sie mich dahin, liebes Kind!“

Sie reichte dem Direktor die Hand. Rosa hat, daß es ihr gestattet sein möchte, morgen wieder versprechen zu dürfen, um den Stallwärter über das Nähere zu fragen; sie schien plötzlich dem keine große Wichtigkeit mehr beizulegen, dagegen hing ihre Augen gespannt und gebankt an der neuen Bekannten. Sie nahm das Reisetaschen der Frau Berrugnas und verließ mit ihr den Zirkus.

Zuerst, als Rosa eintrat und ihr Anliegen vorbrachte, hatte Miß Cluny sehr große Augen gemacht, denn sie vermutete in ihr eine neue Verehrerin des vielumworbenen Paul; nachdem sie jedoch eingesehen, daß das Interesse des schönen Mädchens auf einer andern Seite lag, schenkte sie dem überraschenden Vergange eine sehr aufmerksame Teilnahme und beschloß, das Wohlwollen der Mutter Pauls, die ja eine Kollegin war, zu gewinnen, um so besser die gefährliche Gegnerin — als solche betrachtete sie Ernestine — von Paul fernhalten zu können. Sie wies daher die erneuten Vorstellungen des Direktor Zerrini, heut aufzutreten, mit einem entschiedenen: „Morgen — morgen, ja — heute nicht!“ in ihrer kurzen, entschiedenen, fast schroffen Art ab und verließ das Bretterhaus. Sie ging in eine Delikatessenhandlung und kaufte einen ganzen Korb voll feiner, aber sehr schwer verdaulicher Speisen, feurige Weine und Kuchen und sendete diese Last an Frau Roda mit ihrer Karte und der Notiz: „Dem lieben, armen Kollegen Roda mitzunehmen bei dem ersten Besuche durch seine Mutter.“ Dann wanderte sie, vorläufig befriedigt von dieser Attacke auf das Herz der Kollegin-Mutter, ihrer Behausung zu.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnsprüche.

Die bieglame Organisation der Frauen läßt ihnen oft im Alter Kräfte übrig, die dem Mann fehlen, so daß die Frau, welche sonst den Mann als Ueberlegenen anerkannte, nun selbst als Ueberlegene ihm zu dienen und sein Herz zu erfreuen vermag.

Ein gewisser natürlicher, gesunder Verstand — Mutterwitz — eine gewisse Sicherheit des Blickes läßt die Frauen, so lange sie unparteiisch sind, gerade den richtigsten Ausweg treffen.

Den Männern sage ich dies: es gibt keine Kraft ohne Wahrheit, — und den Frauen sei es gesagt: ohne Wahrheit gibt es keine Anmut.

Kapital und Arbeit.

Skizze von Lina Schneider.

(Nachdruck verboten.)

„Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit!“ das ist seit Jahrzehnten die Losung für alle, die auf friedlichem Wege eine Schlichtung der unseligen Konflikte unserer Zeit wünschen. Achtung verdient jeder, der an der Lösung und Entwirrung derselben mitarbeitete, aufmerksamste Beachtung aber derjenige, der bereits Erfolge der seltensten Art aufzuweisen hat.

Zwischen dem Haag und Rotterdam liegt die nicht große Stadt Delft, die Totenstadt des fürstlichen Hauses der Oranier; lange nur bekannt durch ihr wundervolles Porzellan, dessen Fabrikation eben jetzt wieder zu neuer Blüte erhoben wird; merkwürdig und in ihrer Weise einzig dastehend durch die Organisation ihrer Feien- und Spiritusfabrik, ihrer Arbeiterstadt, ihres Agnetaparkes und so weiter. Es ist dies ein Aktienunternehmen, das unter der Direktion des Herrn J. G. van Marken jr. steht, der die Seele und ausführende Hand für alle jene philanthropischen und praktischen Einrichtungen ist. Bei einem so großen Gemeinwesen sind drei Fragen ins Auge zu fassen: die soziale, die praktische und die ethische. Van Marken ist es gelungen, diese drei Fragen zu lösen. Die Lösung der praktischen Frage verdankt er der zweckmäßigen Verbindung von den Interessen der beiden Faktoren, des Kapitals und der Arbeit; die Lösung der sozialen Frage seinen vorzüglichen Einrichtungen, und beide Erfolge lösen von selbst die dritte, die ethische Frage.

Die im Jahre 1869 mit einem (jetzt verdoppelten) Kapital von 200,000 Gulden (circa 340,000 Mark) gegründete Fabrik warf in den ersten vier Jahren keine Dividende ab. Der Direktor erkannte den Grund. Er rief seine Leute zusammen, erklärte ihnen den Zusammenhang der verschiedenen, auf einander folgenden Projekte, wies darauf hin, daß es an ihnen liege, durch verständiges Zusammenarbeiten und durch Ausdauer viel größere Resultate zu erzielen. Für die Fabrik? — das würde nicht viel genügt haben. — Nein, er schlug ihnen vor — für sich selbst. Er führte die verschiedenartigen Prämienysteme ein: Prämien für größere Ausnutzung der Rohstoffe, Prämien für gleiche Arbeit bei verminderter Arbeiterzahl und so weiter. Van Marken's System ist eigentlich nur ein kombiniertes Prämienystem. Mit diesem Hand in Hand geht ein obligatorisches Sparsystem. Beide zusammen haben sich so gesund organisch entwickelt, daß sie nicht mehr von einander zu trennen sind. Die Arbeiter erhalten zehn Prozent des jährlichen Gewinnanteils der Gesellschaft, sie können sogar selbst Mitbesitzer werden, zehn Anteile des Grundvermögens sind ihnen zur Verfügung gestellt, sie können kleine Anteilscheine antauschen und sie machen reichlich Gebrauch davon. Die Kinder erhalten Prämien für guten Schulbesuch, für Fleiß und gutes Betragen; Kinder und Erwachsene erhalten Prämien für jeden Gulden, den sie erspart haben. Es ist ein Eifer sondersgleichen zur Arbeit und zum Sparen in dieser Fabrik. Im Anfang waren zumal die jüngeren Arbeiter mit dem erzwungenen Sparen gar nicht einverstanden, mit den Jahren hat sich ein Elitecorps herausgebildet, das stolz auf sich selbst ist. Man muß diese Arbeiter und ihre Familien in ihrem Selbstgefühl, in ihrer Besitzsicherheit leben. Da ist kein Proletariat, wie es uns oft beim Besichtigen von Fabriken entgegentritt, hier nimmt jeder teil an den Erfolgen. Ich besuchte, um mich gründlich über die Einrichtungen zu belehren, auch einmal zur Nachtzeit die Fabrik und fand die Arbeiter sehr niedergeschlagen; die mikroscopischen Riesenfeinde der Menschheit, bis jetzt unentdeckte Bakterien, hatten die Vottische heftiger gemacht als sonst. Man muß nichts Unmögliches von den Menschen fordern, muß nicht verlangen, daß die Arbeiter für die Fabrikherren und deren Gewinn oder Verlust die Köpfe hängen lassen oder sich gar doppelt anstrengen sollen, — hier kam aber der eigene Gewinn mit ins Spiel, das ist ein gar mächtiger Hebel!

„In dem Eifer und der Ausdauer des ganzen Personals“ liegt das Geheimnis der Erfolge dieser Fabrik. Daß van Marken dies öffentlich aussprach, sowohl in seinem vorzüglichen kleinen Werke: „La question ouvrière à la fabrique néerlandaise de levure et d'alcool“, als in der von ihm redigierten, gratis an die Arbeiter verteilten Wochenzeitschrift: „Der Fabrikbote“, darüber hob er die Arbeiter in ihrer Eigenschaft; Lösung der Frage Nummer 3. Und der materielle Erfolg blieb nicht aus. Zahlen beweisen: die Mehrproduktion von Hefe aus derselben Menge von Grundstoffen betrug im ersten Jahr 10,000 Kilo oder ungefähr sieben Prozent, von Spiritus 145 Hektoliter oder zwei Prozent. Die Aktionäre erhielten bis 1882 123,333 Gulden Zinsen und 118,600 Gulden Dividende; die Arbeiter 491,100 Gulden Lohn und 104,000 Gulden Gewinnanteil (Prämienauszahlung).

Ich verweise zur genaueren Orientierung über die einzelnen Einrichtungen auf obengenannte vortreffliche Schrift.

Für das soziale Wohlsein der Arbeiter sorgt das Bureau für Personalinteressen. Die Verwaltung sämtlicher Wohlfahrts-Einrichtungen liegt diesem ob. An Wichtigkeit steht ihm „Der Kern“ zur Seite, eine Art Komitee, welches die Interessen des Personals in regelmäßigen Zusammenkünften bespricht. Der Direktor ist Vorsitzender, Mitglieder sind die höheren und niederen Beamten, die Werkmeister und drei aus der Mitte des Personals von diesem selbst gewählte Arbeiter, von denen jährlich einer ausscheidet, um durch einen andern ersetzt zu werden. In diesem Kern wurden die meisten der dem ganzen Personal zugute kommenden Einrichtungen besprochen, vorzüglich die, die den Zweck haben, die Arbeiter und ihre Familien gegen die Wechselstöße des Lebens, gegen Not und Sorge in den alten Tagen und beim Sterben des Familienvaters zu schützen. Dazu gehören auch Einrichtungen, die den idealen Zweck haben, den Verband zwischen Direktor und Personal immer enger zu machen, die dem Arbeiter nach „hauere Woche frohe Feste“ geben, die ihr intellektuelles und körperliches Wohlsein vermehren, die ihnen ein angenehmes und behagliches Heim und ihren Kindern gesunde Wohn- und Spielräume verschaffen und so weiter. Ich weiß, daß sowohl in Deutschland als in England ähnliche Einrichtungen bestehen; so umfassend, so originell organisiert, so ineinander greifend und menschenziehend wie hier in Delft habe ich sie nirgends gefunden.

Der Niederländer legt wie der Engländer einen großen Wert auf ein behagliches Heim; der ärmste Haushalt zeigt die den Niederländern angeborene glänzende Reinlichkeit; ein beispielloser

Ordnungssinn, der sich als ausgeprägter Schönheitsinn äußert, ordnet die Matten und Teppiche der kleinen Zimmer, das bunte, ärmliche Porzellan, die glänzenden Töpfchen und Pfannen, die spiegelblank geriebenen, wenn auch alten Möbel, die überall sorgsam gepflegten Blumen, die weichen Vorhängen an den hellen Fensterheben zu einem wohlbehaglichen Heim, in dem die ärmste Hausfrau in gemessener Ruhe waltet. Die berühmte holländische Reinlichkeit zeigt sich nicht nur in den Häusern der Reichen, sie ist auch in den Hütten der Armen zu Hause, nur daß eigentliche Hütten, wie bei uns auf den Dörfern noch häufig, in Holland nirgends zu finden sind. Die holländischen Dörfer bestehen aus reichen Villen, musterhaft ordentlichen und glänzenden Bauernhäusern, in denen selbst der Sand zu den Füßen der Bewohner zierlich geträufelt ist, und kleineren Häusern der ärmeren Bewohner, die sich nur durch die Größe, nicht aber durch mangelnde Reinlichkeit und Spiegelhelle von den anderen unterscheiden.

Solche Wohnungen seinen Arbeitern zu verschaffen, war van Marken's eifrigstes Bestreben. In der allernächsten Nähe der Fabrik hat er von einem in seinem Fach berühmten Quartiergärtner einen Park mit Kanälen, Teichen, großen Rasenplätzen und Anpflanzungen aller Art anlegen lassen, in dem die hübschen Arbeiterwohnungen, je vier zu einem Block gehörend, von Gärten umgeben, ins Grün eingebettet liegen. Die den Verhältnissen nach wohlstuarnten Menschen leben hier in ihrer kleinen Stadt ein angenehmes Leben; nirgends ist der wahrhaft empörende Lichtsinn zu merken, mit dem oft in ähnlichen Lebenslagen der Gedanke an die Zukunft weggeschert wird, der aber in Wahrheit nur die Furcht vor dem Schreckgespenst „Armut im Alter und Elend bei Geschäftslosigkeit“ ist. Das wohlgeordnete Heim bringt Sorgen aller Art mit sich, aber Sorgen, die „den Bürger zieren“. Jeder Einwohner kann mit der Zeit Eigentümer seines Häuschens werden unter Bedingungen, die bei Fleiß und Sparsamkeit leicht zu erfüllen sind. Das Motto der Fabrik, das auf ihrer im Vereins-hause, „die Villa“, aufbewahrten Fahne unter dem Symbol zweier in einander geflochtenen Hände sich befindet: „Die Fabrik für alle, alle für die Fabrik“, steht wie bei dem gemeinschaftlichen Arbeiten auch dem gemeinschaftlichen Erwerb von Eigentum mit leuchtenden Buchstaben vorgeschrieben. Einer hat zum Besten der von ihm geleiteten Fabrik für alle gedacht, er hat seinen Untergebenen nicht nur aus philanthropischen, sondern auch aus rein materiellen Gründen die Vorteile der gemeinschaftlichen Bestrebungen gezeigt, er hat das Personal intelligent gemacht. Diese Intelligenz dient nun sich selbst und der Fabrik. Ihre Anhänglichkeit an die Fabrik ist ein gut Teil Stolz, Selbstbewußtsein, Eigennutz, wird man sagen; wo aber solche materiellen und ethischen Vorteile daraus entspringen, kann man das praktische, aber doch immer unbewußt ethische Motiv sicher als segensreich betrachten. Mit unpraktischer Philantropie ohne Resultate wird niemandem genügt, werden keine Erfolge erreicht. Das System van Marken's hat überdies noch einen weitgehenden erzieherischen Wert; der weniger Eifrige muß mit dem Fleißigen gleichen Schritt halten, dauerndes Zurückbleiben würde seine Entfernung aus dem Personal nach sich ziehen müssen. Regt sich dennoch unter den Arbeitern einmal Mißgunst, die so leicht bei mangelndem Verständnis für das Recht und vermeintliche Vorrecht des Kapitals aufsteigt, dann enthält der Fabrikbote in populärer, ruhiger Sprache Belehrungen, zum Beispiel bei der stets öffentlich den Arbeitern dargelegten Jahresrechnung (sich greife die des letzten Jahres heraus): „Den Aktionären konnte eine Dividende von 36,000 Gulden ausgezahlt werden, also neun Prozent von ihrem Kapital von 400,000 Gulden. Hätten die Aktionäre ihr Geld nicht unserer Unternehmung anvertraut, sondern es auf andere Weise angelegt, hätten sie vielleicht fünf Prozent bekommen, oder 20,000 Gulden, die man den Lohn des Kapitals nennen könnte. Da sie aber ihr Geld mit den Chancen unseres Geschäfts verbunden haben, haben sie diesmal außer dem Lohn einen Mehr-gewinn von 16,000 Gulden oder weiteren vier Prozent, das gesamte Personal dagegen einen Lohn von über 129,000 Gulden und einen Prämienüberschuß von über 33,000 Gulden erhalten, während von dem Reingewinn der Aktionäre noch 3000 Gulden für die Rentenversicherung zur Verfügung gestellt wurden. (Folgt nochmalige deutliche Wiederholung dieser Ziffern.) Man darf aber nicht aus den Augen verlieren, daß der Arbeiter seinen Lohn auch bei einem ungünstigen Gang der Geschäfte erhält, während das Kapital in solchen Fällen Gefahr läuft, nicht nur allen Vorteil zu verlieren, sondern selbst seinen Lohn zuzulassen, wie es ja in den vier ersten Jahren auch bei unserer Fabrik der Fall war.“ Ich habe nicht nötig, auf den Eindruck hinzuweisen, den solche Belehrungen hervorbringen. Auf diese Weise erfüllt der menschenfreundliche Industrielle seine hohe Mission.

Auch durch Veranstaltung von anständigen, den verschiedenen Altersklassen angemessenen Festen sorgt van Marken für das materielle und geistige Wohlsein seiner Arbeiter. Ein geräumiges Vergnügungstheater, das sogenannte „Jelt“, versammelt jeden Sonntag Abend bei einfachen, zu Selbstkostenpreisen verlaufenen Getränken (Spirituosen sind ausgeschlossen) die Arbeiter und ihre Familien. Herr und Frau van Marken, die ihres Gatten eifrigster Mitarbeiter ist, bewegen sich in herzlichster Weise unter ihnen, nehmen nicht in herablassender, sondern in freundschaftlicher Weise teil an ihren Leiden und Freuden, begrüßen jeden einzelnen mit Nennung seines Namens, nicht wie Vorgesetzte die ihnen Untergebenen, sondern wie Menschen ihre Mitmenschen. Und die Arbeiter selbst begehren, da sie in eigenem Kreise alles besser finden, als draußen in der Welt, durchaus nicht nach anderen Freuden, die sie und ihre Familie genießen müßten; in anständiger, einfacher Kleidung bewegen sie sich mit Frau und Kindern in ihren Räumlichkeiten; ihre eigene Kapelle, dirigiert von ihrem eigenen Kapellmeister, spielt ihnen zum Tanze auf, ihre eigenen Angehörigen tragen Musikstücke vor, und Vater und Mutter nehmen mit derselben gut fingierten Bescheidenheit wie wirkliche Künstler entgegen. In einem andern allerliebsten Gebäude, vom Volksmund „die Villa“ genannt, in der auch die Kernversammlungen abgehalten werden, befindet sich die Volksbibliothek, der Billardsaal, eine hübsche Sammlung Stereoskopen und dergleichen mehr.

Daß alle wohlthätigen Einrichtungen, die auch anderswo zum Besten der Arbeiter in Kraft sind, wie Feuerversicherung, Konsumverein, eine eigene Bäckerei, fürsorgende Einrichtungen für Lehrlinge, Schulen, Näharbeiter für erwachsene Mädchen u. auch in der Delfter Feien- und Spiritusfabrik zu finden sind, ist begreiflich; doch tragen hier alle ihren eigenartigen und originellen Stempel. Sie sind alle geprüft auf präziseste Beantwortung der

drei Hauptfragen in der allgemeinen sozialen Bewegung: sie kultivieren alle auf obligatorisches Sparen, Prämienystem, Entwicklung des geistigen und materiellen Wohlstandes, Erziehung des in den Tag hinein lebenden Arbeiters zum selbständig denkenden Menschen und Staatsbürger. Und weil sie im vollsten Sinne des Wortes wie Menschen behandelt werden, darum zeigen auch die Mitglieder des Personals neben den angeborenen menschlichen Schwächen alle die schönen angeborenen menschlichen Tugenden, die ein jedes Gemeinwesen erst menschlich schön und achtungswert machen.

Die Gesamtheit der Einrichtungen ist hervorgegangen aus der Initiative eines einzelnen, kein städtisches oder staatliches Geheiß hat das gegenseitige Verhalten zwischen Direktor und Personal geregelt, ein festes, innigeres Band umschlingt beide, das der gegenseitigen Achtung und des Vertrauens, das Bewußtsein, daß Vorstand und Gemeinde, jedes auf seinem Platz, seine Pflicht thun muß und thut; die Fabrik für alle, alle für die Fabrik!

Unsere Staatshaushaltkundigen haben seit Jahrzehnten schon so viel versucht, die so lange erstrebte Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit herbeizuführen, — in Delft hat sich, fernab von dem gefährlichen Wege utopischer Träumereien, diese Versöhnung vollzogen. Will man nicht den Versuch machen, vielleicht zuerst nur durch Belehrung aus obengenanntem Buge: La question ouvrière, aber sicher nachdringender an Ort und Stelle, sich selbst zu überzeugen, ob gleiches nicht auch mit gleichem Erfolge bei uns einzuführen sei?

Der Einzug des Fürsten J. M. Posharski in den Kreml, im Oktober des Jahres 1612.

(Bild S. 223.)

Dieses Bild versetzt uns zurück in eine jetzt uns schon so fern dünkende Epoche der Weltgeschichte, welche unstrittig als hellster Punkt aus der Geschichte des moskowitzischen Rußlands hervortritt.

Nachdem das junge Reich das Joch des solchen Demetrius von sich abgeschüttelt hatte, mußte es noch sechs Jahre lang in hartem Kampfe ringen, um der allgemeinen Verwirrung, welche die besten Kräfte des Landes zerstörte, ein Ende zu machen. Wassili V. Skuski (1606—1610) regierte mitten unter tiefer Anarchie. Von Feinden umringt, stellte er sich ohne Bedenken unter den Schutz des Schwedenkönigs, was noch mehr zur Verreizung des unglücklichen Landes beitrug. Immer wieder tauchten Gerüchte von dem gesunden wahren Zarenwisch auf, was allemal Früchte von polnischen Intriguen waren. Nach dem Sturze des Zaren Wassili Skuski waren die Polen vollends Herren von Moskau und trachteten mit frecher Stirn nach dem geheiligten Zarenthron. Schwedische, polnische und russische Interessen, dazu die geheimen hierarchischen Bestrebungen, lagen in wildem Durcheinander. Die Wirren der Anarchie erreichten ihren Höhepunkt, als im Jahre 1611 der ehrwürdige Patriarch Hermogenes, der Geist und die Seele der gutrussischen Partei, im Kerker gefangen war. Aber sein Geist war in viele Männer der Nation übergegangen. Die russischen Städte standen, eine nach der andern, gegen die Polen auf. Allein es fehlte noch die rechte Führung und Einigkeit, das Elend wurde immer größer und allerorten herrschten Raub und Mord.

Der wahre Retter Rußlands trat erst dann hervor, als alles verloren schien. Es war ein schlächter Bürger von Nischni-Kowgorod, der Friescher Kosma Minin.

„Alt und jung soll sich erheben“, eiferte er voll edler Begeisterung, „wir wollen alle Soldaten werden, unsere Häuser verkaufen, Weiber und Kinder zum Pflanz geben, um das teure Vaterland aus der argen Schmach zu erretten!“

Solche Worte entflammten den Patriotismus. Von allen Seiten strömte das Volk zusammen, legte auf den Altar des Vaterlandes beträchtliche Geldsummen und kostbare Wertsachen und verlangte nach Waffen, um gegen den Feind zu rücken.

Jetzt begab sich Minin zu dem tapfern Fürsten Posharski und drängte diesen, sich an die Spitze aller guten Patrioten zu stellen. Posharski folgte diesem Ruf mit glühender Begeisterung. Der Wojewode Trubezkoj vereinigte die Truppen, welche er befehligte, mit den Helden von Nischni-Kowgorod, und das neuerschaffene Heer marschierte voll ungeklärter Kampfeslust auf das beschimpfte Nitterchen Moskau los.

Unter den Mauern des Kreml kam es zur Schlacht (August 1612). Der Kampf dauerte drei Tage; Posharski soll während dieser Zeit nicht vom Pferde gekommen sein. Die russischen Patrioten blieben Sieger; die geschlagenen Polen ergriffen die Flucht.

Noch einige Wochen währte die Belagerung des Kreml. Posharski hatte den Belagerten alle Wege der Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten. Im Kreml brach eine schreckliche Hungersnot aus; Pferde, Hunde, Katzen, Mäuse, geröstetes Stiefelfleder, ja Menschenfleisch wurden als Nahrungsmittel verwendet. Total erschöpft von namenlosen Leiden, sah sich die polnische Besatzung der Jaremburg endlich zur Kapitulation genötigt.

Die Fürsten Posharski und Trubezkoj begaben sich mit Minin und ihren tapferen Truppen, von zahlreicher Geistlichkeit gefolgt, nach dem berühmten „roten Platz“ (vormals die Richtstätte) vor dem Erlöserthor des Kreml. Aus diesem Thor zog ihnen der Erzbischof Arsenius mit der hohen Geistlichkeit des Kreml und dem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes von Wladimir in großer Prozession entgegen, um die Befreier des Vaterlandes nach der Uspenski-Kathedrale zu führen, wo ein feierliches Teudeum abgehalten werden sollte.

Das ist der Moment des Bildes.

Vor dem Erlöserthor lag das Volk auf den Knien und dankte Gott für die Befreiung von den Lagen (Polen), während über ihnen die siegreichen Fahnen der Fürsten Posharski und Trubezkoj wehten.

Moskau war für die Polen auf immer verloren; ja der Tag sollte kommen, an welchem die Russen zu Warschau die alte Schuld gründlich bereinigten.

In der Mitte des roten Platzes erhebt sich auf einem Granitsockel das Monument der Helden jener Tage; es trägt die Inschrift: „Dem Bürger Minin und dem Fürsten Posharski — das dankbare Rußland.“

Gruß von St. Petr.

Am Spinnrade.

Eine Weihnachtsgeschichte von Moritz Lillie.

(Schluß.)

Der Weihnachtsbeligeabend war angebrochen und hatte echtes, rechtes Christfestwetter gebracht. Ununterbrochen schüttelte Frau Holle droben in den Wolken ihre Federbetten, daß die lichten weißen Flocken in dichten Massen herabwirbelten. Es war eine Freude, diesem ausgelassenen Durcheinander zuzuschauen; das dachten auch die Jungen, die sich draußen im Schnee tummelten und balgten und in lauten Jubel ausbrachen, wenn ein Schneeball recht kräftig saß und auf dem Körper eines Mitkämpfenden platzte. Männer und Weiber, alle mit Paketen, Kisten und Körben belad, eilten durch die Straßen, hier und da kam ein Knabe freudestrahlenden Antlitzes geschritten, auf der Schulter einen stattlichen Christbaum tragend, und pfeifende Bäckergungen, auf dem Kopfe mit Weihnachtstollen belegte Kuchenbretter balancierend, wanderten die Gassen entlang und verschwanden in der Hausthüre irgend einer Bürgerfamilie, beim Heraus-treten angelegentlichst das erhaltene Trinkgeld prüfend. Ueberall war jenes emsig heitere Treiben zu bemerken, welches unser fröhliches deutsches Weihnachtsfest mit sich bringt.

Nur in der ärmlichen Stube Langenbachs war nichts von Christfreude zu entdecken; der Meister saß wie gewöhnlich hinter seinem Webstuhl und arbeitete, das große Mädchen spulte fleißig und die kleinen Kinder hatten sich an das nur halbabgetaute Fenster geschlichen und folgten mit sehnsüchtigen Blicken den Vorübergehenden, sich leise über den Inhalt der Pakete ihre Vermutungen mitteilend. Die Mutter aber saß mit rotgeweinten Augen am Ofen und bemühte sich, das erlöschende Feuer wieder anzufachen, denn es war keineswegs warm im Zimmer.

Sie hatte alle Ursache zur Traurigkeit, und wenn man draußen einen Weihnachtsbaum vorübertrug, stiegen immer wieder aufs neue die Thränen in ihren Augen auf. Für sie und ihre Familie gab es diesmal kein Christfest, nicht einmal eine Tanne mit einigen dürftigen Lichtchen war sie zu kaufen im Stande. Alles war fehlgeschlagen, auch die bescheidensten Hoffnungen vernichtet; gestern hatte ihr Mann Waren an den Kaufherrn abgeliefert, aber wiederum hatte

an eine auch noch so bescheidene Weihnachtsfreude aber war nicht zu denken.

Den Kindern war die gebrückte Stimmung der Eltern nicht entgangen, sie ahnten die Ursache und fragten nicht, aber es lag wie ein schwerer Alp auf ihnen. Draußen lärmten und lachten fröhliche Altersgenossen, erzählten sich, was sie bei dem Weihnachtsmann bestellt hätten, und daß der letztere höchst wahrscheinlich gestern abend in ihrem Hause gewesen sei, denn man habe im Nebenzimmer ganz deutlich verdächtiges Klüffern und ein Geräusch gehört, als wenn gewisse Gegenstände ihrer Papierhülle entkleidet würden. Trüben Blickes schauten sich die Kleinen hinter dem gefrorenen Fenster an; sie hatte der Weihnachtsmann vergessen, an ihrem Hause war er vorübergegangen!

Plötzlich klopfte es ziemlich laut und energisch an die Thür. Die Kinder schrakten zusammen, denn sie glaubten sicher, es sei der heilige Christ, der nun komme, um sie wegen ihrer Kleingläubigkeit tüchtig auszuschelten. Aber es war nicht dieser zugleich geliebte und gefürchtete Gabenspende, sondern ein Diener in herzoglicher Livree erschien im Zimmer und schaute sich mit einer ziemlich hochmütigen Miene darin um.

Eilig sprang der Weber hinter seinem Stuhle hervor und machte vor dem Lakai eine tiefe Verbeugung.

„Ihr seid Meister Langenbach?“ fragte der Fremde in strengem Tone.

„Aufzuwarten,“ versetzte der Gefragte schüchtern, „womit kann ich dienen?“

„Ihr habt Euch heute nachmittag punkt fünf Uhr auf dem Schlosse einzufinden, wo Ihr des weiteren gewärtig sein werdet,“ fuhr der

Diener mit wichtigem Amtsgesichte fort, „aber pünktlich, verstanden?“

„Ich — auf dem Schlosse?“ antwortete der Meister mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens.

„Wenn Ihr Langenbach seid, stimmt es schon; Hoheit, der Herzog, haben befohlen, und da muß gehorcht werden,“ entschied der Domestik.

„Aber um Gottes willen, Andreas, was ist da vor-



Zu der Weihnachtserzählung: „Am Spinnrade“. Originalzeichnung von Gustav Bartsch.

dieser Abzüge gemacht und ihn statt mit barem Gelde zum größten Teil mit Artikeln aus seinem Laden bezahlt. Langenbach mußte Dinge nehmen, die er sich nimmermehr gekauft haben würde, weil es viel notwendiger Sachen anzuschaffen gab, aber er wagte auch nicht, sie zurückzuweisen, aus Furcht, daß er die Arbeit ganz verlieren könne. Nur wenige Groschen brachte er nach Hause und diese reichten kaum zur Anschaffung der nötigsten Lebensbedürfnisse zu;



Zu der Weihnachtserzählung: „Am Spinnrade“. Originalzeichnung von Gustav Bartsch.



Der Einzug des Fürsten D. M. Potemkin in den Kreml zu Moskau im Oktober des Jahres 1612. Zeichnung von Ralph Stein. (S. 231.)

gefallen? Womit hast Du Dich vergangen?" fragte die Frau des Webers angstvoll, während die Kinder, aus Respekt über den vornehmen Besuch in dem dunkelgrünen, mit Goldtressen besetzten Rock, sich tiefer in die Fensternische zurückzogen.

"Ich bin mir keines Vergehens bewußt!" sagte der Mann in jenem sichern, ruhigen Tone, welcher der Ausdruck innerster Ueberzeugung ist. "Gewiß liegt hier nur ein Mißverständnis vor, das sich ja bald auflären muß."

"Das wird sich alles sünden," erwiderte der Lakai, welcher sich den Anschein zu geben versuchte, als wisse er recht gut, um was es sich handle, aber er halte es mit seiner Würde nicht für vereinbarlich, darüber zu sprechen. "Also nochmals: veräumt die Zeit nicht, Hoheit läßt nicht mit sich spaßen."

Er nickte zum Abschied flüchtig mit dem Kopfe und ging. Langenbach sank auf die Ofenbank nieder und faltete die Hände.

"Hat sich denn alles gegen mich verschworen?" sagte er leise; "bringt denn dieses Weihnachten uns nur Angst und Sorge und gar kein Fünkchen Freude? Wer weiß, was hier für ein unglückseliger Irrtum entstanden ist, welche Verleumdung man dem Herzoge hinterbracht hat. Er ist gut und gerecht, aber er ist auch unerbittlich streng, und wenn ich heute Abend nicht zurückkehre —"

Er vollendete nicht, aber die Frau wußte, daß der Schluß heißen sollte: "Dann haben sie mich ins Gefängnis geworfen!"

Zu jener Zeit war ein Fürst absoluter Herr über seine Untertanen, über die er nach Belieben verfügen konnte. Wie oft brachte da eine zur rechten Zeit angebrachte übelwollende Bemerkung, eine beschworene Andeutung den ruhigen Bürger um seine Freiheit, wenn nicht gar um seinen Kopf! Und konnte nicht auch der arme Weber einen Feind haben, der ihm zu schaden suchte, konnte nicht vielleicht der Rentmeister, sein Gläubiger, ihn beim Herzoge angeschwärzt haben, um sich um so sicherer in den Besitz seines Hauses zu setzen, das ja weit mehr wert war als das von jenem erhaltene Darlehen? Das letztere war das wahrscheinlichste, und um so größer die Sorge Langenbachs und seiner Frau: gegen die gewichtige Stimme des Hofbeamten, das wußten beide recht wohl, kam die Aussage des armen Webers gar nicht in Betracht.

Mit schwerem Herzen wanderte zur bestimmten Stunde der Meister dem Schlosse zu, aber je näher er dem Portale kam, desto hörbarer klopfte es in seiner Brust, desto bangter wurde ihm zu Mute. Er hatte seinen dunkelblauen Sonntagrock angezogen und sich sorgfältig frisirt, so daß die Bekannten auf der Straße stehen blieben und ihm verwundert und kopfschüttelnd nachschauten. Einigemal wurde er angeredet und gefragt, wo er in den Festkleidern hin wolle, aber er zeigte nur mit der Hand nach dem Schlosse und erwiderte kurz: "Geschäftsweg." Zum Glück für ihn war die Dunkelheit bereits angebrochen, so daß er von den wenigsten erkannt wurde.

Die Schildwache am Schloßthore musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen, als er demütig vor ihr den Hut zog und den großen Schloßhof betrat. Ein Diener stand am Fuße der Treppe und schien ihn zu erwarten; als der Weber ihm seinen Namen nannte, winkte er ihm zu folgen und schritt die Stufen hinauf ihm voran. Sie betraten einen kleinen Vorfaal, wo der Lakai ihn warten hieß und durch eine Seitenthüre verschwand.

Langenbach blieb an der Thür stehen; es war hier alles so prächtig, daß er kaum zu atmen wagte. Das mächtig hohe Zimmer mit den großen Fenstern, die golddurchwirkte Tapete, welche die Wände bedeckte, ein Spiegel, welcher vom Boden bis zur Decke reichte, und die feingolirten Nußbaummöbel mit den kirchroten Plüschüberzügen, — das alles waren für den armen Handwerker Dinge, die er bisher noch nicht kannte. Um keinen Preis hätte er sich auf einen solchen prächtigen Stuhl zu setzen gewagt, aus Furcht, ihn zu beschädigen.

Da erschien der Diener wieder an der Thür und abermals winkte er; zaghaft, auf den Fußspitzen gehend, folgte der Weber.

Sie betraten einen Saal, der noch viel prächtiger ausgestattet war als das erste Zimmer. Die Tapete war viel reicher und kostbarer, die Decke mit herrlichen Gemälden geziert, die Sessel vergoldet und mit hellblauem Atlas überzogen, und vom Plafond hing ein großer, aus Gold und Kristall hergestellter Kronleuchter herab. Langenbach überkam ein Gefühl, als sei er in der Kirche; der Raum erschien ihm wie geheiligt und für gewöhnliche Menschenkinder als viel zu kostbar. Er erschrak über das leise Geräusch, das seine Schritte verursachten, und wenn der Diener nicht so rasch gegangen wäre, er würde die Stiefel ausgezogen haben, um sie nicht mit dem glänzenden Fußboden in Berührung zu bringen.

Endlich öffnete der Lakai eine Thür und ließ den Weber eintreten, während er selbst zurückblieb, die Thür hinter Langenbach schließend. Er befand sich in einem nicht großen, aber hohen Zimmer, in welchem dicke Rauchwolken umherwogten. Es war weit einfacher ausgestattet als die übrigen Räume, aber bequem und behaglich. In einem großen Lehnstuhl saß ein Mann, dessen Tabakspfeife jene Dampfwolken entstieg; vor ihm auf dem Tische lagen eine Anzahl Schriftstücke, in denen er blätterte und las. Er trug einen dunklen Hausrock und gestickte Schuhe, und der Meister erkannte in ihm sofort den Herzog

Christian, den er oft auf der Straße und bei Paraden gesehen hatte.

Langenbach verbeugte sich tief, und als er sich wieder emporrichtete, fiel sein Blick auf eine zweite Person, die er bisher nicht bemerkt hatte. Es war eine Frau in einfachem Hausanzug, wie ihn besser situierte Bürgerfrauen zu tragen pflegten, wie auch das ganze Gemach sich von einer gut bürgerlichen Wohnung in nichts unterschied. Die Frau saß am Spinnrocken und drehte flink das Rädchen, während die Finger gewandt den Faden bildeten.

Als sähe er eine überirdische Erscheinung, starrte Langenbach auf die Frau, die Ueberraschung schien ihn sprachlos gemacht zu haben.

"Frau Werner, Ihr hier?" rief er endlich, den Ort und die Umgebung, in der er sich befand, ganz vergessend.

"Ja, ja, Meister, Ihr irrt Euch nicht, ich bin es, und wie Ihr seht, bin ich fleißig dabei, Guern Flachse zu verarbeiten!" versetzte die Spinnerin, und ein schalkhaftes Lächeln glitt über ihre Züge.

Vor den Augen des Webers stimmte es, er wußte nicht, ob dies Wirklichkeit oder nur ein lebhafter Traum sei. Wie kam diese arme Frau in das herzogliche Schloß in die unmittelbare Nähe des Landesherren, dessen Gegenwart sie nicht im mindesten einzuschüchtern schien?

"Ihr steht hier vor einem Rätsel, Meister, das für Euch unlösbar ist," nahm der Herzog das Wort, nachdem er eine riesige Dampfäule von sich geblasen hatte. "Ich will Euch sagen, wie das zusammenhängt, damit Ihr wißt, woran Ihr seid. Die Dame da ist die Herzogin Marie Sophie, meine Gemahlin; sie liebt es, sich unerkannt ins Volk zu mischen, denn nur so erfahre ich, wo meine Untertanen der Schuß drückt. So ist sie auch zu Euch gekommen, und ihre Fertigkeit am Spinnrade hat ihr Gelegenheit gegeben, ihre Besuche öfter zu wiederholen; da habe ich denn manches erfahren, was meinen gerechten Zorn erregt und mich veranlaßt hat, die Sache zu untersuchen."

Er that wieder einige kräftige Züge aus seiner Pfeife, während Langenbach sich versucht fühlte, der vermeintlichen Frau Werner zu Füßen zu sinken. Er hatte sie so unehrerbietig behandelt, wie seinesgleichen, hatte sie warten lassen, ihr einen Platz auf der Ofenbank angewiesen und sich ziemlich schroff über einen herzoglichen Beamten ausgesprochen. Jetzt wurde ihm gewiß die Strafe für sein ungehöriges Verhalten zudiktirt.

"Wie ich höre, hat Euch mein Rentmeister ein kleines Kapital auf Euer Haus geliehen und droht nun, Euch auf die Straße zu setzen, wenn Ihr nicht die Zinsen pünktlich bezahlt," fuhr der Herzog fort. "Es sind mir auch schon von anderer Seite Klagen über Strellers Hartberzigkeit und Rücksichtslosigkeit zugegangen, so daß ich ihm einmal eine ordentliche Lektion erteilt habe. Ihr seid Streller nichts mehr schuldig, hier ist die Quittung über das Kapital, nehmt sie und verwahrt sie gut. Er kann froh sein, daß er diesmal nur mit dieser Geldstrafe weggekommen ist; das nächstemal lasse ich ihn einsperren und jage ihn zum Teufel."

Der Fürst überreichte dem Weber eine in aller Form Rechtens ausgestellte Urkunde, in welcher der Rentmeister den Empfang des an Langenbach gebergten Kapitals bestätigte. Mechanisch, seiner Sinne kaum mächtig, griff dieser zu und durchlas den Inhalt. Das Papier zitterte in seiner Hand, und als er am Schlusse die ihm wohlbekannte Unterschrift Strellers sah, schwand jeder Zweifel.

"Dem Kaufmann, welcher Euch in so unverantwortlicher Weise den ohnehin kargen Lohn schmälert, habe ich eine sehr ernste Verwarnung zugehen lassen," erklärte der Herzog weiter; "wenn sich diese Bedrückungen wiederholen, soll er Euch den zehnfachen Betrag des Lohnes auszahlen. Das wird schon helfen!"

"Und nun wollen wir noch ein Wörtchen zusammen sprechen, Meister Langenbach," nahm jetzt die Herzogin das Wort, indem sie nach einem Seitentischchen langte und einen Keller erfasste, auf welchem ein großes Stück Schwarzbrot lag. "Seht, dies ist das Brot, welches Ihr der armen Frau Werner schenktet, als sie das leptomal bei Euch war. Eure Mithätigkeit rührte mich tief; aus jeder Ecke in Eurer Stube schaute die bitterste Armut heraus, in dem Rädchen, das Eure Kasse enthielt, befanden sich nur noch wenige Pfennige, und doch teiltet Ihr den letzten Bissen Brot mit mir, weil Ihr glaubtet, ich sei noch ärmer als Ihr. Da habt Ihr Euer Geschenk zurück und noch etwas dazu."

Der Weber nahm in tiefer Verwirrung das Brot, aber unter demselben lagen mehrere Reiben Speziesthaler ausgezählt, ganz neues herzoglich sachsen-eisenbergisches Gepräge.

Langenbach sank auf die Kniee und seine Augen füllten sich mit Thränen, überwältigt von all den Wohlthaten, welche seine fürstlichen Gönner auf ihn häuften. Zu sprechen vermochte er nicht.

"Steht auf, Meister, es geziemt sich nur in der Kirche zu knien," sagte Marie Sophie ernst. "Für das Geld richtet Euch einen kleinen Laden ein und was ich an gewebten Waren bedarf, werde ich in Zukunft von Euch kaufen. Bleibt brav und redlich, dann werde ich Euch auch noch andere Kundtschaft zuführen und Ihr sollt fortan nicht mehr mit Eurer Familie am Hungertuche nagen. Jetzt aber geht nach Hause, Ihr werdet erwartet!"

Als Langenbach wieder zur Besinnung kam, befand er

sich auf der Straße. Er wußte nicht, ob er dem herzoglichen Paare gedankt, ob er überhaupt Abschied genommen hatte. Unaufhaltsam stürmte er fort, um seiner angstvoll harrenden Frau sein unverhofftes Glück, das Ende aller Not zu erzählen.

Es war inzwischen völlig Nacht geworden, aber aus verschiedenen Fenstern leuchtete der Weihnachtsbaum mit seinen brennenden Kerzen, seinen goldenen Aepfeln und Nüssen. Der arme Weber hätte laut aufjubeln mögen, konnte er doch jetzt eine Tanne und Lichter kaufen und seinen Kindern auch eine kleine Weihnachtsfreude bereiten. Er ging nicht mehr, er lief, so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten, um seiner sorgenschweren Renate die frohe Botschaft zu bringen.

Hastig riß er die Thür zu seiner Wohnung auf, aber erschrocken prallte er zurück. Ein Lichtmeer strömte ihm entgegen und heller Jubel klang an sein Ohr. Er mußte sich im Hause geirrt haben, das konnte seine Wohnung nicht sein. Schon wollte er umkehren, aber in demselben Augenblicke stürmten seine Kinder auf ihn zu und zogen ihn ins Innere. Ein schöner, reich behangener Christbaum stand auf dem Tische, und unter ihm lagen eine Menge nützlicher Geschenke, auch reizende Spielsachen und zwei mächtige Christstollen fehlten nicht. Er hatte Mühe, den Hergang zu erfassen, denn alle erzählten in ihrer freudigen Erregung zu gleicher Zeit. Kurz nachdem er die Wohnung verlassen hatte, um aufs Schloß zu gehen, waren zwei fürstliche Lakaien erschienen, hatten alle die Herrlichkeiten ausgepackt und den Christbaum angezündet. "Das schickt Euch Frau Werner!" hatten sie gesagt und waren wieder verschwunden. Die Gattin des Webers glaubte nicht anders, als daß hier ein Wunder geschehen sei, denn daß die arme Spinnerin nicht in der Lage war, derartige Geschenke zu machen, wußte sie. Und als nun gar der Meister sein Glück erzählte, da war des Jubels kein Ende und ein fröhlicheres Weihnachten feierte sicherlich niemand im ganzen Herzogtum.

Die Spende der Herzogin brachte dem Weber Glück, der Hof und die gesamte Aristokratie kauften bei ihm, und bald verlegte er sein Geschäft aus der stillen Seitenstraße in einen schönen großen Laden am Markte. Die Firma vererbte von dem Gründer auf Kind und Kindeskind und gehörte fast ein Jahrhundert hindurch zu den angesehensten und größten weit und breit.

Die Linie Sachsen-Eisenberg erlosch mit Herzog Christian bereits im Jahre 1707 und das Ländchen fiel an Gotha, bis es bei der Teilung von 1826 dem Herzogtum Altenburg einverleibt wurde. Im Jahre 1805 wählte die Herzogin Amalie von Gotha Schloß Eisenberg als ihren Witwensitz und ließ daselbe einer umfangreichen Reparatur unterziehen. Eine Menge altes Mobiliar und Geräte, für das es nunmehr an Platz fehlte, wurde versteigert und dabei auch aus Tritum das altertümliche, mit Perlmutter und Eisenbein ausgelegte Spinnrad der Herzogin Marie Sophie, auf welchem sie einst das Garn für den armen Weber Langenbach gesponnen hatte. Man hatte dieses historische Gerät in einer Kammer neben dem sogenannten Trompeterstübchen gefunden und durch die Unkenntnis eines Beamten kam es mit zur Auktion.

Als Prinz Georg, der nachmalige Herzog von Altenburg, den Verlust erfuhr, setzte er alle Hebel in Bewegung diese Reliquie wieder zu erlangen, aber umsonst; entweder verstaubt sie im Raritätenkabinet eines Sammlers oder sie ist längst zerfallen und vernichtet und mit ihr eine sichbare Erinnerung mehr an jene patriarchalische Zeit, da es selbst Fürstinnen nicht verschmähten, am Spinnrade zu sitzen und mit eigener Hand den Faden zu drehen, aus dem sich später das blendende Linnen formte.

Originelle Gewerbszweige.

Von originellen Gewerbszweigen der russischen Bauern weiß das "Oekonom. Journal" mehrere interessante Beispiele anzuführen: Im Landgemeindebezirk Krainoje Selo, in welchem sich bekanntlich das Lager befindet und die Manöver abgehalten werden, bildet das Sammeln von Gemehr- und Kanonentugeln für mehrere Hölzer ein selbständiges, einträgliches Gewerbe; in demselben Bezirk jagen die Bauern vorherrschend — Raben, und zwar sehr undicht, weil ihre Felder oft durch die Manöver mitgenommen und für Klübenfelder die höchste Entschädigung gezahlt wird; sie jagen also nicht der Ernte, sondern der Entschädigung wegen. Im Gouvernement Wjaska fabriken die Bauern hölzerne Taschenuhren mit Achsen und Rädern aus Garn, wie sie sonst nirgends auf der Welt existieren; indessen erfüllen dieselben ihren Zweck vollkommen und genügen bescheidenen Ansprüchen. Im Gouvernement Wolozhda, im Dorfe Kwoolurji, verfertigen die Bauern Uhrketten, die aus kleinen, mit besonderen Schlüsseln versehenen Vorhängeschlössen bestehen und mit den primitivsten Instrumenten sehr kunstgerecht gearbeitet sind. In den Gouvernements Wensa, Scharatow und Ssimbirsk findet man fast in allen Dörfern die Katzenzucht verbreitet. Die Katzen werden lebendig für ein Tuch, ein Band oder dergleichen, respektive 10 bis 30 Ropeten pro Stück an Händler verkauft, die sie sofort töten, abledern und die Felle dann in ungeheuren Mengen — bis zu einer Million jährlich — in das Dorf Schadowka im Gouvernement Ssimbirsk führen. Hier werden sie fortirt und nach Arjamas, Moskau und anderen Handelsplätzen gebracht.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Hermann von Feldern war rasch einen Schritt vortreten, er griff an die Seite, an der heute glücklicherweise kein Degen hing, dunkle Blut übergoß sein Antlitz.

„Ich werde Sie nicht in diese Verlegenheit bringen,“ sagte er, zitternd vor Wut. „Wer sind Sie und wer bin ich? Sie sollten sich geehrt fühlen, wenn ich mich herablasse, mit Ihnen zu reden.“

„Um so mehr Grund für Sie, meiner Schwester fern zu bleiben!“ entgegnete Karl, abermals auf die Thüre zeigend. „Und nun machen Sie, daß Sie hinauskommen!“

„Gefindel!“ knirschte Hermann, indem er sich auf dem Absatz umdrehte, aber er beeilte sich nun doch, das Zimmer zu verlassen, und die Wucht, mit der die Thüre hinter ihm dröhnend ins Schloß fiel, bewies ihm, daß er nicht länger hätte zögern dürfen.

„Da hörst Du, wie hoch er uns schätzt!“ wandte Karl Ganter sich zu seiner Schwester, die mit totenbleichem Antlitz vor ihm stand. „Zu diesem Gefindel gehörst Du auch; mach' Dir nur nichts weis, er achtet Dich nicht höher wie uns. Ich begreife nicht, wie Du so leichtsinnig sein kannst, solche Besuche, und noch dazu in meiner Abwesenheit, zu empfangen!“

„Ich habe ihn nicht gerufen und auch nicht erwartet,“ erwiderte Helene trotzig; „er kam, und ich konnte ihn doch auch nicht hinauswerfen! Wenn Du mich mitgenommen hättest, würde er mich nicht zu Hause getroffen haben, aber diese Aufmerksamkeit darf ich ja von meinem Bruder nicht verlangen.“

„Erlaube, daß ich Dir meine Braut vorstelle,“ schnitt Rudolf jetzt seinem Bruder jede weitere Erörterung des peinlichen Themas ab, „Fräulein Hulda Weinrich — meine Schwester Helene.“

Die beiden Mädchen blickten einander an, dann reichten sie sich die Hände; Helene zog Hulda zum Sopha und ließ sich dort mit ihr nieder.

„Willst Du nun mit mir reden?“ wandte Karl sich zu seinem Bruder. „Wir lassen die Mädchen allein und gehen in mein Zimmer. Sorge für einige Flaschen Wein, Helene; wirft wohl draußen einen dienstbaren Geist finden, der für einige gute Worte und ein kleines Trinkgeld den Gang macht. Der Wirt im zweiten Hause rechts nebenan hat einen guten Biersteiner, laß davon drei Flaschen holen.“

Er legte Geld auf den Tisch, nahm mit einer eleganten Verbeugung von Hulda Abschied und gab seinem Bruder einen Wink, dann schritt er ihm voraus in sein Zimmer, das außer der einfachen Einrichtung eines Schlafgemachs einen wohlgefüllten Bücherschrank und einen soliden Schreibtisch mit vielen Schubladen enthielt.

An den Wänden hingen in einfachen Rahmen viele Photographien, männliche und weibliche Köpfe, darunter viele rohe, raubtierartige Physiognomien, die einen geradezu abstoßenden Eindruck machten.

„Diese vermaledeite Liebchaft läßt mir keine Ruhe!“ sagte Karl Ganter, mit großen Schritten das Zimmer durchmessend, um seiner Erregung Herr zu werden. „Ich hätte den Herrn Baron die Treppe hinunterwerfen sollen —“

„Na, na, das würde Dir selbst schlecht bekommen sein!“ unterbrach Rudolf ihn beschwichtigend.

„Niemand kann mir verbieten, von meinem Hausrecht Gebrauch zu machen!“ brauste sein Bruder auf.

„Baron von Feldern ist Offizier —“

„Das brauche ich nicht zu wissen, wenn er Zivilkleidung trägt.“

„Deine Vorgesetzten könnten darüber anders urteilen,“ sagte Rudolf warnend, während er an den Wänden entlang schritt und die Photographien betrachtete.

„Meine Vorgesetzten kümmern sich nicht um meine Privatangelegenheiten, und der Herr Lieutenant hätte wahrscheinlich seinen Abschied nehmen müssen!“

„Und trotz alledem würdest Du auch dadurch noch nichts weiter erreicht haben, wenn Helene nicht aus freien Stücken dem Herrn Baron den Lauspaß gibt. Wenn ernste Worte nicht helfen, dann ist auch nichts zu machen —“

„Und die Schande trifft uns später so gut wie sie!“

„Na, so weit sind wir noch nicht, Helene ist genügend gewarnt —“

„Denkst Du denn an die Möglichkeit, daß unsere Schwester Frau Baronin von Feldern werden könne?“ spottete Karl.

„Nein, gewiß nicht!“

„Dann geh auch nicht so leichtfertig über diese Geschichte und ihre Folgen hinweg! Ich mache nun ein Ende, ich werde dem Herrn Lieutenant seine Gläubiger auf den Leib heben, ich kenne einen von ihnen, der schon längst ungeduldig ist, mich kostet's nur ein paar Worte, dann geht der Tanz los.“

„Und in das Haus des alten Obersten ziehen Unglück, Not und Sorgen ein!“ erwiderte Rudolf vorwurfsvoll.

„Will sein Sohn nicht das alles auch in unser Haus bringen? Jeder wehrt sich seiner Haut, so gut er kann, und meine Schuld ist es doch nicht, daß die Herren von Feldern mehr Schulden wie Haare auf dem Kopfe haben!“

„Ich sage nichts weiter, thue, was Du nicht lassen kannst, aber bedenke vorher auch die Folgen. — Wie kommst Du zu allen diesen Köpfen?“

Karl Ganter stand an seinem Schreibtisch und zündete eine Cigarre an.

„Die Photographien?“ erwiderte er. „Es ist meine Verbrechergalerie, interessante Köpfe, nicht wahr? Einige von ihnen sind auf dem Schafott gefallen; ich habe mit dazu beigetragen, sie an's Messer zu liefern.“

„Wenn Du Dich daran erinnerst, fühlst Du dann kein Grauen?“ fragte Rudolf entsetzt.

„Grauen? Wovor?“ antwortete sein Bruder achselzuckend. „Da gerade vor Dir hängt einer, der Kerl mit dem intelligenten Gesicht, sieht er nicht aus, als ob er niemals ein Wässerchen getrübt hätte? Er hat mit kaltem Blut seine Frau und sein Kind langsam vergiftet, um eine andere freien zu können, die einiges Geld hatte. Und mir sollte grauen, weil ich dieses Scheusal der gerechten Strafe überliefert habe? Ich sah zu, wie er geköpft wurde, das Blut ist dabei in meinen Atern weder rascher noch langsamer geflossen; ich fühlte nur Befriedigung und Genußthuung darüber, daß die schwere Schuld gesühnt wurde. Daneben hängt ein Frauenkopf, auch kein übles Gesicht, wie? Sie hat lange Jahre eine vornehme Rolle gespielt, bald war sie eine Baronin, bald eine Gräfin, einmal sogar eine russische Fürstin, und die Lebenmänner der Aristokratie sind ihr nachgelaufen wie die Schophündchen. Sie hat jeden betrogen und beschwindelt, Gott weiß wie oft eine Stadt unter Hinterlassung enormer Schulden heimlich verlassen, um an einem andern Orte bald darauf wieder mit neuem Glanz aufzutreten. Endlich ist sie doch erwischt worden und zwar hier, ich hab' sie in die Falle hineingelockt, jetzt spinnt sie Wolle im Zuchthause. Hier liegt noch ein ganzes Regiment solcher Helben beiderlei Geschlechts.“

„Ich fahre fort, auf ein großes Album zeigend, „ich könnte Dir von jedem eine interessante Geschichte erzählen. Aber Du wolltest mir ja auch eine Geschichte berichten?“

Rudolf nahm seinem Bruder gegenüber Platz, aber ehe er beginnen konnte, wurde die Thüre geöffnet, und ein kleines, etwa sechs- oder siebenjähriges Mädchen trat schüchtern ein, das in seinen Händen eine volle Weinflasche trug.

„Sieh da, die kleine Lenders!“ sagte Karl Ganter freundlich, während er dem Kinde die Flasche abnahm und liebevoll über das flachblonde Haar des Mädchens strich.

„Na, schönen Dank, Mariechen, sollst auch nächstens wieder ein Zuckerplätzchen haben.“

Das Kind lachte fröhlich und eilte hinaus, Karl holte aus einem Wandschrank zwei Weingläser und füllte sie.

„An diesem Kinde hat auch ein Feldern sich veründigt,“ knurrte er, „Helene hat's täglich vor Augen, sie sollte sich ein warnendes Beispiel daran nehmen. Na, nun schieße los.“

„Ich werde mich kurz fassen, kannst ja später noch nach diesem oder jenem fragen,“ sagte Rudolf, nachdem er mit dem Bruder angestossen und sein Glas auf einen Zug ausgetrunken hatte.

„Gut, aber warte noch einen Augenblick, ich will mein Notizbuch hervorholen, für den Fall, daß ich einige Aufzeichnungen wünschenswert finde. So, nun kannst Du beginnen.“

„Ich schide voraus, daß es sich um den Baron von Feldern handelt, der jenes Kindes Vater sein soll!“

„Na, nun?“ rief Karl, die Augenbrauen hoch emporziehend. „Diese Feldern scheinen ja in unserem Leben eine wichtige Rolle spielen zu sollen. Ich erinnere mich, der junge Baron ist wegen einer Erbschaft aus Brasilien zurückgekommen, aber für sein Kind hat er bis heute noch nichts gethan.“

„Na, höre zu,“ fuhr sein Bruder fort, der unterdessen ebenfalls eine Cigarre angezündet hatte. „Also an einem Nachmittag kehren in unserem Hotel in Homburg zwei Fremde ein, ein älterer und ein jüngerer Herr, der jüngere geschneidert und gestriegelt nach der neuesten Mode, der ältere in grauer, bequemer Reisefleidung mit dem Ueberzieher auf dem Arm. Der ältere Herr schien das Geld zu haben, wenigstens führte er das große Wort, er forderte zwei Zimmer, und der jüngere äußerte zugleich, es würde ihnen angenehm sein, wenn die Zimmer neben einander lägen. Na, der Oberkellner bezeichnete mir die Nummern und ich führte die Herren hinauf.“

„Halt!“ sagte Karl Ganter, der bereits seine Notizen machte. „Waren die Zimmer durch eine Thüre miteinander verbunden?“

„Ja wohl.“

„Steckte ein Schlüssel in dieser Thüre?“

„Das glaube ich, aber mit Sicherheit kann ich es nicht behaupten. Kurz vorher hatte ein Ehepaar mit einigen Kindern diese Zimmer bewohnt, während dieser Zeit war die Verbindungsthüre immer offen gewesen, nach der Abreise wurde sie wieder geschlossen. Ob aber der Schlüssel stecken blieb, kann ich nicht sagen.“

„Lagen die Zimmer strafenwärts?“

„Nein, nach dem Hofe zu.“

„Man konnte also von draußen nicht hineinschauen?“

„Nein; bist Du nun mit Deinen Fragen und Notizen fertig?“

„Fahre fort!“ nickte Karl.

„Also die beiden Herren sahen sich in den Zimmern um und erklärten sich zufrieden; der ältere befohl mir, eine Flasche Bordeaux zu bringen, damit war ich einstweilen entlassen. Ich war Zimmerkellner in der Etage, in der sie wohnten, konnte also meine Fremden genau beobachten.“

Mißtrauen hegte ich gegen die beiden nicht, aber meine Neugier beschäftigte sich doch sogleich mit der Frage, in welchen Beziehungen die beiden wohl zu einander stehen möchten. Nach einer halben Stunde verließen sie das Hotel; ich dachte mir gleich, daß sie ins Kurhaus zum Spiel gehen würden, das war in der Regel der erste Gang, den jeder Fremde nach seiner Ankunft machte.“

„Ins Fremdenbuch hatten sie sich noch nicht eingeschrieben?“

„Nein, darauf wurde bei uns nicht so streng gesehen, unser Chef meinte, es liege eine Belästigung und auch ein verlegendes Mißtrauen darin, wenn dem Gast sofort bei seiner Ankunft das Fremdenbuch vorgelegt werde, es sei früh genug, wenn dies am nächsten Morgen beim Frühstück geschehe. Spät am Abend lehrten die beiden zurück, der ältere Herr bestellte ein Souper mit Bordeaux und Sekt für sich und seinen Begleiter, in seinem Zimmer sollte servirt werden. Nun fiel mir auf, daß der junge Herr sehr still und nachdenklich und der ältere sehr aufgereggt war. Ich ging ab und zu und hörte dabei manches Wort, aber einen Zusammenhang konnte ich in das Gespräch nicht bringen, denn in der Regel wurde es abgebrochen, sobald ich eintrat. Wie es mir schien, machte der alte Herr dem jungen Vorwürfe, er schimpfte auf die Spielwut, sprach von bodenlosem Leichtsinne und einem schlimmen Ende, einmal hörte ich ihn sogar sagen, es bleibe schließlich nichts anderes übrig, als daß man sich eine Kugel vor den Kopf jage.“

„Und der junge Herr verteidigte sich nicht?“

„Nein, er sagte fast gar nichts; wenn er einmal sprach, dann klang es, als ob er den andern besänftigen wolle; er saß im Sessel, drehte an seinem Bart und sah schweigsam in sein Weinglas, indes der Ältere im Zimmer umherging und mit den Armen socht. Später, als sie abgesehen hatten, war das Bild ein anderes. Jetzt ging der junge Herr im Zimmer auf und ab, der andere saß müde und schläfrig im Sessel und sprach von Brasilien und einer letzten Hoffnung, von Schulden, die unbedingt gedeckt werden müßten, und anderen Dingen, die ich nicht verstand. Offen gesagt, interessirte mich auch das Gespräch an jenem Abend nicht, der Zusammenhang fehlte mir, und was gingen mich auch die Privatverhältnisse unserer Gäste an! Es war noch nicht Mitternacht, als der junge Herr das Zimmer verließ und in seine eigene Stube ging, ich hörte ihn in heiterem Tone gute Nacht sagen, hörte auch, wie er seine Thüre hinter sich verriegelte, nachdem er seine Stiefel hinausgeworfen hatte. Gleich darauf wurde es in beiden Zimmern dunkel. Ich hatte in jener Nacht die Wache, und so begab ich mich denn aus meiner Etage hinunter, um in der Portierloge bei einer Tasse Kaffee die Zeitungen zu lesen. Die Nachtwache mußte jede Stunde einmal nicht nur alle Korridore durchwandern, sondern auch auf den Hof gehen, um nach den Fenstern zu sehen —“

„Damit kein Gast heimlich durchbrannte?“

„Das nicht, es geschah wegen der Feuergefährlichkeit, die in einem so großen Hotel sehr leicht entstehen kann. Nun weiß ich so ganz genau nicht mehr, waren ein oder zwei Stunden verstrichen, als ich wieder einmal auf dem Hofe stand und auf der weißen Gardine eines Fensters Schatten bemerkte, die meine Aufmerksamkeit erregten. Ich orientirte mich sehr rasch, es war das Fenster des Zimmers, das der ältere Herr bewohnte; auf dem heruntergelassenen weißen Rouleau zeichneten die Schatten sich ziemlich scharf ab. Das Bett stand seitwärts am Fenster, auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers mußte die brennende Kerze stehen, zwischen ihr und dem Fenster bewegte sich vor dem Bett die Gestalt, die den Schatten warf. Es war, als beuge sich jemand über das Bett, in dieser Haltung verharrte der Schatten ziemlich lange, dann trat dieser Jemand wieder zurück und es schien mir, als verschwinde nun der Schatten im Nebenzimmer. Das wiederholte sich einige Male, der Schatten zeigte sich auf dem Rouleau und verschwand wieder, einigemal beugte er sich über das Bett, dann erlosch plötzlich das Licht. Ich habe später dieses Schattenspiel aus dem Gedächtnis aufgezeichnet, hier ist es, sieh nun selbst zu, was Du daraus machen kannst.“

Er hatte aus einer kleinen Brieftasche einige Blätter genommen, die er seinem Bruder überreichte; Karl Ganter betrachtete die Zeichnungen lange mit prüfendem Blick, dann legte er sie neben sein Notizbuch.

„Nun weiter!“ sagte er. „Gingst Du nicht hinauf, um an der Thüre zu hordchen?“

„Natürlich that ich das, es war dunkel im Zimmer und ich hörte keinen Laut.“

„Und nun heglest Du gleich Verdacht?“

„Durchaus nicht, der alte Herr konnte ja an Schlaflosigkeit leiden, vielleicht rücte er die Kissen zurecht, er war aufgestanden, um sich davon zu überzeugen —“

„Sahst Du ihn nachher wieder hineinsteigen?“

„Nein.“

„Das hätte Dir doch auffallen müssen!“

„Wieso? Er mußte doch zuvor das Licht auslöschten, dann stieg er im Dunkeln ins Bett, wie hätte ich da seinen Schatten sehen sollen?“

„Das ist wahr, ich dachte nicht daran — fahre fort!“

„Am nächsten Morgen ging der junge Herr sehr früh aus, er war einer der ersten, die aus unserem Hotel zum Brunnen wanderten, und erst mit den letzten kam er müde wieder. Ich empfing ihn; seine erste Frage war, ob sein Freund schon aufgestanden sei. Ich mußte diese Frage

verneinen und legte ihm nun das Fremdenbuch vor. Anfangs wollte er seinen Namen nicht einschreiben, er meinte, das sei unnötig, da er vielleicht an diesem Tage schon wieder abreise, und als ich ihm nun sagte, es werde verlangt, erklärte er, seine Hand zittere so sehr, daß er mich ersuchen müsse, den Namen zu schreiben. Na, ich erfuhr nun, daß er der Freiherr Franz von Feldern aus Brasilien war; er nannte mir auch den Namen seines Begleiters: Theodor Wundermann aus London, und später erfuhren wir, daß dieser Herr ein Neffe seines Schwiegervaters war, der ebenfalls Theodor Wundermann heißt. Ich sollte nun den Herrn Wundermann wecken, oder vielmehr der Baron übernahm es, indem er auf die Verbindungstür klopfte. Nichts regte sich in dem Zimmer nebenan, ein Schlüssel steckte nicht in der Verbindungstür und auch die Thüre zum Korridor war von innen verschlossen. Unser Chef war in Verzweiflung, wir alle dachten sofort an einen Selbstmord, der Baron bestritt das, er behauptete, Wundermann habe am Roulette nur eine kleine Summe verloren, übrigens kenne er ihn weiter nicht, er sei erst gestern mit ihm in Frankfurt bekannt geworden. Na, der Hauptschlüssel wurde geholt und das Zimmer geöffnet; Theodor Wundermann lag tot in seinem Bette. Der Hausarzt des Hotels und ein Polizeirat kamen bald nachher; der Doktor sagte, eine Herzschlag sei die Ursache des Todes; man fand im Zimmer auch keine verdächtige Spuren, alles stand und lag in der schönsten Ordnung; das Gesicht der Leiche war nicht verzerrt, kurz, es lag keine Veranlassung zu einer gerichtlichen Untersuchung vor. Der Baron trat jetzt ganz anders auf, er war herrisch und kurz angebunden, er bezeichnete den Verstorbenen als einen armen Verwandten, aber er erklärte dabei doch, daß er aus Rücksicht auf die Gefühle seines Schwiegervaters die Kosten der Beerdigung übernehmen wolle, und er hat auch wirklich am nächsten Tage, gleich nach dem Begräbnis, alle Rechnungen bezahlt, ohne ein Wort zu verlieren.“



Milan I., König von Serbien. (S. 238.)

„Und wo blieb der Nachlaß des Toten?“ fragte Karl, dessen Bleistift emsig über das Papier glitt.
 „Den hat die Polizei nach London geschickt, dort sollte er der Witwe Wundermanns ausgehändigt werden.“

„Also ein Neffe seines Schwiegervaters? Dann kann er doch so alt noch nicht gewesen sein?“
 „Der Baron behauptete, der Verstorbene sei drei- oder vierundzwanzig Jahre alt, der Polizeirat erwiderte darauf, er sehe mindestens zehn Jahre älter aus, und was mich betrifft, so hatte ich diesen Theodor Wundermann auf etwa achtundvierzig Jahre geschätzt. Aber der Baron meinte, die einzelnen grauen Haare im Bart ließen sich schon erklären, der Verstorbene habe Nahrungsorgen gehabt und dabei auch noch leichtfertig gelebt, und damit beruhigte der Polizeirat sich. Ich aber erinnerte mich des Schattenspiels, und es stieg nun ein Verdacht in mir auf, den ich nicht wieder los werden konnte.“

„Dann hättest Du diesen Verdacht so gleich dem Polizeirat berichten müssen!“
 „Das that ich auch, aber da kam ich schon an,“ erwiderte Rudolf, während er die erloschene Cigarre wieder anzündete.
 „Der Herr Rat lachte mich aus und fragte nach Beweisen, dann wurde er auch noch unhöflich, er gab mir den Rat, meine Weisheit für mich zu behalten und keinen Verdacht auf einen Ehrenmann zu werfen. Beweisen konnte ich allerdings nichts, aber wenn man gründlich nachgeforscht hätte, so wären die Beweise vielleicht gefunden worden.“

„Du glaubst an einen Mord?“ fragte sein Bruder, der mit nachdenklichem Blick die Zeichnungen wieder betrachtete.

„Ich weiß nicht, was ich glauben soll. Mir kam der Gedanke, daß ich aus meinen Entdeckungen vielleicht Nutzen ziehen könne. Daß in jener Nacht etwas vorgefallen ist, was nicht ans Tageslicht kommen darf, das unterliegt für mich keinem Zweifel, ich habe dafür meine Beweise. Vor seiner Abreise bot ich dem Baron meine Dienste an, er antwortete grob und ablehnend. Ich spielte darauf an, daß ich mehr wisse, wie er vermute, nun wurde er noch gröber, aber gesehen hatte der Dieb, das erkannte ich an der Angst, die aus der Grobheit herausklang. Er gab mir kein Trinkgeld, er sagte dem Wirt in meiner Gegenwart, ich horche an den



Vom bulgarischen Kriegsschauplatz. Religiöse Ceremonie beim Ausmarsch der serbischen Truppen. (S. 238.)
 Zeichnung von A. Schönberg.



Ausputzen des Weihnachtsbaumes

Die Weihnachtspakete vom Hauptpostamt.

Mutter hat ordentlich eingepackt

auch eine Gans für den Herrn Feldwebel.

Der beste Baum in der Compagnie.

Das Weihnachtslied vor der Bescheerung.

Auch sie hat seiner gedacht.

Weihnachtsabend in der Kaserne. Originalzeichnung von E. Hofang.

Thüren und sei unverdächtig, das führte dann zur Kündigung, und der Wirt entließ mich gern, als er hörte, daß ich sofort abreisen wollte, er fürchtete, mein Verdacht könne seinem Hotel schaden.

„Na, da hast Du eine Dummheit begangen!“ sagte Karl ärgerlich; „der Baron durfte nicht erfahren, was Du gesehen hast.“

„Ich weiß das, es ist mir nachher klar geworden, ich wollte ja auch nur in seine Dienste treten, um ihn besser beobachten zu können. Aber die Dummheit glaube ich wieder gut gemacht zu haben. Hulda war in demselben Hotel Stubenmädchen, sie fand hinter dem Bett des Verstorbenen einen Siegelring; wir betrachteten ihn gerade, als der Oberkellner dazu kam und nun auch gleich die Vermutung äußerte, meine Braut habe diesen Ring unterschlagen wollen. Das konnte ein ehrliches Mädchen sich nicht gefallen lassen, Hulda kündigte sofort und reiste mit mir ab. Und dann fügte es ein glücklicher Zufall, daß ich hier den alten Diener des Baron von Feldern kennen lernte und daß dieser mir sagte, er suche ein tüchtiges Dienstmädchen, das sofort eintreten könne. Ich empfahl meine Schwester Hulda, sie wurde angenommen und ist nun schon seit mehreren Wochen im Dienste des Herrn Baron.“

„Und sie gilt dort als Deine Schwester?“

„Ja wohl, sie muß diese Rolle nun auch weiter spielen.“

„Gut,“ nickte Karl befriedigt, während er den Rest aus der Flasche in die Gläser goß, „das war ein vortrefflicher Schachzug! Hat Deine Braut schon Entdeckungen gemacht?“

„Sie legt auf meinen Verdacht nicht so viel Wert, als es nötig wäre, indessen habe ich aus ihren Mitteilungen schon vieles erfahren, was diesen Verdacht nur bestärken kann. Der alte Kaspar, der den Baron schon vor Jahren gekannt hat, und der Buchbinder Wurm, der früher sein Bursche gewesen ist, beide haben geäußert, sie fänden den Baron so sehr verändert, daß sie ihn nicht wieder erkannt haben würden, wenn er ihnen auf der Straße oder an einem andern Orte als in dem Hause seines Onkels begegnet wäre. Ist das nicht auffallend?“

„Darauf gebe ich nicht viel.“

„Ferner verkehrt der Baron von Feldern mit keinem Menschen, außer mit seinen Verwandten. Alte Kameraden und Freunde aus früherer Zeit haben sich bei ihm angemeldet und sind abgewiesen worden, er will niemand sehen. Den ganzen Tag sitzt er in den Zimmern seines verstorbenen Onkels, dort stehen auch die verriegelten Schränke, in denen das Silbergeschirr und die Wertpapiere des alten Herrn sich befinden, und dem Dienstpersonal ist streng verboten, ihn in diesen Zimmern aufzusuchen, überhaupt dieselben zu betreten.“

Karl wankte hielt den stechenden Blick voll ungeduldiger Erwartung auf seinen Bruder geheftet, diese Bemerkung schien ihn in hohem Grade zu interessieren.

„Und was thut er in jenen Zimmern?“ fragte er.

„Hulda weiß es nicht, sie glaubt, er studire in den alten Büchern, die sein Onkel hinterlassen hat. Ein junger, vornehmer, lebenslustiger Herr soll den ganzen Tag lesen? Das mögen andere glauben, ich glaub's nicht.“

„Und was soll er nach Deiner Ansicht dort thun?“

„Ja, wenn ich es wüßte! Ich vermute, er bewacht die Schätze seines toten Onkels, die er so gerne haben möchte. Er soll durch seine Heirat ein feiner Mann geworden sein, weshalb teilt er nun nicht mit seinen armen Verwandten hier die Erbschaft? Der Oberst von Feldern droht ihm mit einem Prozeß, er will die Gerichtsstühle nur dann abnehmen lassen, wenn ihm die Hälfte der Erbschaft zugesprochen wird, weshalb weigert der Brasilianer sich? Man sagt, er wolle sich mit der Tochter des Obersten verloben, aber man hört weiter nichts davon, das Fräulein soll auch einen andern lieben.“

„Ist denn der Brasilianer Witwer?“

„So heißt es; es kann ja sein, es kann auch nicht sein; Brasilien ist weit von hier, wer will die Wahrheit feststellen?“

Karl hatte sich erhoben, er verschränkte die Arme auf der Brust und wanderte lange schweigend im Zimmer auf und nieder.

„Was Du mir da alles gesagt hast, das will gründlich verarbeitet sein, ehe Klarheit hineinkommt,“ nahm er endlich das Wort. „Du wirst diese Klarheit niemals hineinbringen, Rudolf, Du hast in solchen Dingen keine Erfahrung, also überlaß nur mir die ganze Geschichte; ist in jener Nacht ein Verbrechen verübt worden, so werde ich es herausbekommen.“

„Und dann überläßt Du mir die Vorteile, die daraus gezogen werden können?“ fragte sein Bruder rasch.

„Darüber reden wir später, ich sehe einstweilen von diesen Vorteilen noch nichts. Der Schuldige darf nicht entweichen, also auch nicht getarnt werden.“

„Der Oberst von Feldern wird gern eine große Belohnung zahlen, wenn ihm durch die Entlarvung seines Neffen die ganze Erbschaft zufällt.“

„So weit sind wir noch nicht,“ sagte Karl kopfschüttelnd, während er sein Notizbuch samt den Zeichnungen in die Tasche schob. „Wenn Dein Verdacht richtig wäre, so müßte der Baron von Feldern den Neffen seines Schwiegervaters ermordet haben, der nach seiner Aussage ein armer Esel war. Welche Gründe hätten ihn dazu veranlassen können?“

„Vielleicht kannte dieser Herr ein Geheimnis, dessen Enthüllung dem Baron gefährlich werden konnte!“

„Und welcher Art hätte dieses Geheimnis sein sollen?“

„Darüber habe ich noch nicht nachgedacht.“

„Nachgedacht hast Du sicher, aber Du hast auf diese Frage keine Antwort gefunden, die Dich befriedigen konnte, dazu gehört eben Erfahrung! Deine Braut ist also in Deine Verdachtgründe eingeweiht?“

„Vollständig!“

„Sie wird doch mit Helene nicht darüber reden?“

„Ich habe ihr aufs strengste verboten, mit irgend einem Menschen darüber zu reden, wer es auch sein möge.“

„Helene darf nichts davon erfahren,“ sagte Karl, während sein Blick unsät über seine Verbrechergalerie schweifte, „sie würde es möglicherweise dem Lieutenant verraten. Nun komm, nimm Dein Glas mit, wir haben im Wohnzimmer noch Wein, die Mädchen sind lang genug allein gewesen.“

(Fortsetzung folgt.)

Vom bulgarischen Kriegsschauplatz.

(Portrait und Bild S. 236.)

König Milan I., der vierte im Fürstengeschlechte der Obrenowitsch, wurde am 18. September 1854 geboren, am 2. Juli 1868, als sein Oheim im Parke von Topshider menschenmörderisch ermordet worden, als Fürst proklamiert und am 22. August 1872 für großjährig erklärt. Am 6. März 1882 rief die Belgrader Nationalversammlung Milan Obrenowitsch zum ersten König von Serbien aus, als welcher er am 11. gleichen Monats unter Zustimmung aller Großmächte den Thron bestieg.

Seit dem 17. Oktober 1875 ist König Milan mit Natalie, der am 14. Mai 1859 geborenen Tochter des kaiserlich russischen Obersten von Reichtho-Stourdzja vermählt; am 14. August 1876 wurde ihm ein Thronerbe, Kronprinz Alexander, geboren.

Die Throne der Balkanhalbinsel sind keine Ruheesessel, das haben schon frühere Zeiten zur Genüge kund gethan. Hat erst vor kurzem Bulgarien der Welt eine kleine Ueberraschung durch die Besitzergreifung von Ostrumelien gemacht, so hat König Milan mit seiner am 2./14. November erfolgten Kriegserklärung an den sich arrondirenden Nachbar nicht viel weniger geleistet. Die zur Klärung der Situation in Konstantinopel tagende Vorkonferenz ist durch diesen Alexanderzieß zunächst in Inaktivität gesetzt worden — das erste Wort haben heute die Kanonen.

Die serbische Armee, zu der alle kampffähigen Männer des Landes vom zwanzigsten bis fünfzigsten Jahre zählen, ist etwa 200,000 Mann stark und in drei „Bans“ oder Klassen eingeteilt. Der erste Ban umfasst die reguläre Armee, der zweite die nach der zweijährigen Dienstzeit Entlassenen bis zum siebenunddreißigsten Jahre, der dritte, der jedoch nur im äußersten Notfall aufgeboten wird, alle übrige wehrfähige Mannschaft.

Bevor die serbischen Truppen gegen einen Feind ziehen, empfangen sie, nach begeisterter Ansprache, den Segen ihrer griechisch-katholischen Priester und lassen das von einem derselben ihnen der Reihe nach dargereichte heilige Kreuz — eine Art geistlichen Fahnenzeugs. Diesen Moment hat unser Zeichner aufgefaßt und recht wirkungsvoll wiedergegeben.



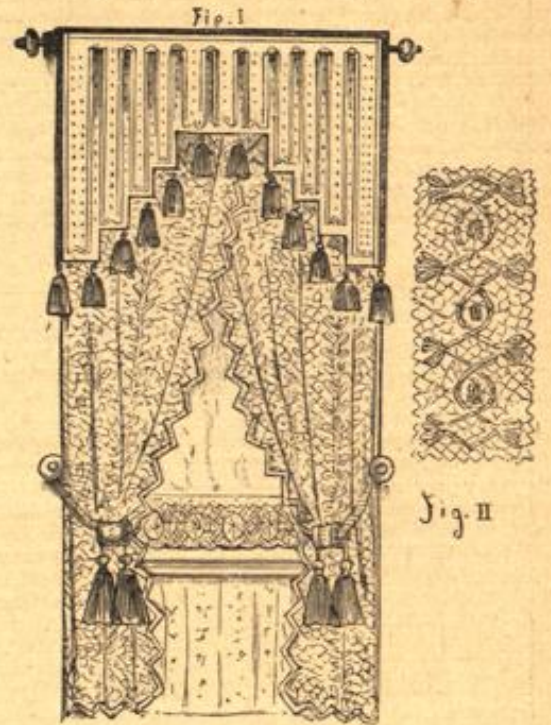
Kleine Arbeitsschule für Mädchen.

Arbeiten zu einer Puppenausstattung. II. Die Gardinen. Ein Zimmer ohne Gardinen entbehrt seines freundlichsten Schmuckes. Es kann noch so einfach eingerichtet sein, aber die Fenster dürfen nicht lahl und düster bleiben. Dazu gehört kein Reichthum und keine Pracht; selbst in den Hütten ganz armer Menschen können wir saubere weiße Gardinen finden, und das also geschmückte Zimmer lacht uns entgegen, ob es auch noch so bescheidene Dinge enthält.

Verwöhnte Menschen treiben auch damit natürlich großen Luxus. Zu den eleganten Sammet- und Seidenstoffen, welche die Möbel in reichen Häusern beziehen, zu den kostbaren Teppichen, welche den Fußboden bedecken, gehören natürlich auch sehr teure Gardinen, ja, die Mode verlangt, daß man je zwei Paar an ein Fenster über einander anbringe, zuerst Epiphan — darüber dann bunte Stoffgardinen. Auch in die Welt der Puppen hat sich dieser Luxus eingeschlichen, und es wird heutzutage nur wenige Puppenausstattungen geben, welche nicht großen Wert auf schöne Gardinen an den Fenstern legen. Selbst da, wo der Puppenherrscher über die Dunkelheit im Zimmer brummt und über die verhangene Aussicht nach der Straße, weiß ihm die kleine Puppenfrau eine so schöne Gardinenpredigt über den guten Geschmack zu machen, daß er seine Fenster schließlich selbst hübsch findet und es gar nicht begreifen kann, daß er es als Junggesell in einem so gar ungemüthlichen Zimmer hat aushalten können.

Und wie billig hat sein Schwiegermama — sie heißt Friedchen, ist acht Jahre alt und hat jetzt noch drei andere Töchter zu verheiraten — diese hübschen Gardinen hergestellt. Durch irgend einen Glückszufall, vielleicht auch einen Handstreich an ihrer alten Mutter ehewürdigem Nähtisch gelangte sie in den Besitz eines Stückchens blendendweißen, sauberen Tülls. Sie hat Erfahrung und wußte, wie sich damit benehmen.

Glatter weißer Tüll ist ganz unmodern; er muß sehr fein mit glänzendem Garn durchzogen werden, damit er aussieht wie teure Spitze. Das ist eine kinderleichte Arbeit, besonders wenn man ein leichtes Muster wählt, etwa dasjenige, was hier als Vorlage eingeschaltet ist. Am vordern Längsrande und am untern Quer- rinde näht man eine zackige Bändchenleiste auf, damit der Tüll nicht einreißt und der Abichluß eleganter aussieht. Auch rote oder blaue Zäckchen werden dazu benützt, namentlich wenn die



Uebergardine und die Gardinenhalter diese Farben haben. Die Uebergardine besteht aus einem Lambrequin von doppeltem Papierlanewas. Sie wird nach dem genauen Fenstermaß in rechtwinkligen Jaden, wie unser Modell das veranschaulicht, ausgeschnitten und darauf mit roter oder blauer Filofelleide durchzogen. Jede Ecke des Ausschnittes erhält eine kleine bunte Quaste aus Wolle oder ein farbiges Bällchen. Die Gardinenstange kann aus einer kurzen Eisenheinnadel, einem feinen, runden Stäbchen oder einem ganz dünnen Bleistift hergestellt werden, dessen Enden durch vergoldete oder Wachsperlen geschmückt sind. Der Durchzug des Lambrequins, durch welchen diese Gardinenstange geleitet werden muß, entsteht dadurch, daß die Rückseite des Papierlanewas am obern Rande eine schmale, doppelte Lage erhält, welche den erforderlichen Rahmen herstellt.

Es gibt ja ganz gewiß viel elegantere Puppengardinen, aber sehr viele Ausstattungen haben sich mit dieser einfachen Art begnügt. Die jungen Puppenfrauen sagen doch, so hübsch wie bei ihnen wäre es nirgends, und den Puppenmännern ist es schon wegen des Rauchens lieber, daß es keine so teuren Gardinen sind.

Kinder-Charade.

Du wirst das Wort in jeder Zeitung finden; Es kann ein schweres Leid, auch nicht'ge Dinge künden.

Auflösung der Kinder-Charade Seite 175:

Kunststück.

Weihnachtsbücher.

Das buntestfarbigste an Werken für die Kleinen spendet J. F. Schreiber in Göttingen. Da gibt es goldenes „ABC“, „Tierfabeln“, „Das Kinderbuch“, unzerstörbare Leinwandbilderbücher, „Das Märchenbilderbuch“, „Die Geschichte von Hansel und Gretel“, welche sämtlich sich auszeichnen durch brillante Farben und naturwahre Darstellung bei ansprechenden Texten. Unter den diesjährigen Novitäten dieses Verlags ragt hervor Bohyns neues Bilderbuch für Anleitung zum Anschauen, Denken, Rechnen und Sprechen für Kinder von 2½—7 Jahren. Das prächtig kolorierte und sehr hübsch eingebundene Buch ist überaus reich an Inhalt, es bringt mehr als 400 Abbildungen auf 36 Farbendrucktafeln und sowohl der Verfasser Nikolaus Bohyn, ein schweizerischer Lehrer, wie die Verlagshandlung haben hier ein musterträgliches Bilderbuch geschaffen, das höheren Zwecken als nur der Unterhaltung dient. Für eine reifere Altersstufe ist der „Bildercatlas des Pflanzenreiches“ desselben Verlags berechnet. Diese Botanik in Bildern hat Dr. Moriz Willkomm in Prag, ein bekannter Fachmann, bearbeitet, auf 68 fein kolorierten Tafeln finden wir viele hundert naturwahr und geschickt kolorierte Pflanzenbilder, die erläutert werden durch 96 Seiten sehr klaren, instruktiven Textes. Das Werk ist ein Schatz für die Familienbibliothek. — Auch ein bewegliches Bilderbuch fehlt in diesem Jahre nicht, das hat M. Perles in Wien geschaffen nach Zeichnungen von Th. v. Pichler und Berjen von Ph. Brunner. Das Buch führt den Titel: „Alles rührt sich“, und wir erblicken da einen lustigen Maskenball, die Feuerwehr in voller Thätigkeit, ein Orchester, Kinder im Garten, einen Wirtshausstreit und eine Gondelfahrt in Venedig und, dem Titel getreu, rührt sich hier wirklich alles recht lustig und munter. — Sehr empfehlenswert scheint uns auch Dieffenbach und Flingers „Glückliche Kindheit“, ein Bilderbuch für Mädchen und Knaben von 6—10 Jahren mit geschmackvoll erfundenen Illustrationen von Flingers Hand und gewandtem, anmutigen Text von Dieffenbach, der teilweise als Unterlage zu reizenden Melodien von C. A. Kern dient. Das feine Werk ist bei W. Heinicus in Bremen erschienen. — Einfach gehalten, aber dennoch sehr hübsch ist das Bäcklein „Reinundzwanzig Fabeln für Kinder“ von Elisabeth Ebeling (Leipzig, Tietzmeier), illustriert von Jean Bengaz. Die Träger der Handlung sind hier vorzugsweise Tiere in ihrer Verbindung mit

dem Kinderleben. Die Verse sind flüssig und lassen sich leicht auswendig lernen und die Moral ist in Wort und Bild nicht zu aufdringlich. — Gleichfalls ein allerliebtes Buch ist „Kleines Volk“, Bilder und Geschichten zum Vorlesen für die Kleinen (Dresden, Reinhold), die sehr hübschen Zeichnungen sind von E. Voigt, die Erzählungen von Th. May und die Verse von E. Stephan. Das Büchlein ist anheimelnd und wird sicher den Kindern gefallen. — Von Jugendbüchern möchten wir noch erwähnen zwei Werkchen des Verlages von Richter & Kappeler in Stuttgart, deren eines, „Drei Monate an der Sklavensüste“, niemand Geringern zum Verfasser hat als den Contreadmiral Reinhold Werner, während das andere, „Junge Freunde“, aus der Feder der geist- und gemütvollen Marie Beeg stammt. Beide Werkchen sind illustriert, das Werner'sche von Marinemaler Lindner, „Junge Freunde“ von der Verfasserin selbst, deren Porträt außerdem noch das Büchlein schmückt. — Spamer, der Verleger par excellence von Jugendbüchern, ist erschienen mit neuen Auflagen von „Hellas“, Sage, Geschichte, Kultur, Kunst und Leben der alten Griechen, zwei stattliche Bände aus der kundigen und gewandten Feder Dr. W. Wagners, bearbeitet von H. Dittmar. Wir sind sicher, daß dieses durchaus gediegene und schöne Werk jeder Familienbibliothek zur Zierde gereichen und allen Empfängern, jung und alt, Freude machen und nachhaltigen Genuß bereiten wird. Dies Hellas ist geschmückt mit circa 300 Bildern. — In die neuere Zeit führt uns desselben Verlegers „Prinz Eugen, der edle Ritter und sein allzeit bereiter Wachmeister“, eine in spannender Form vorgetragene Geschichte des edlen Feldherrn und Volkshelden, in welcher besonders die Zeit der französischen und Türkenkriege, sowie des spanischen Erbfolgekrieges sehr anschaulich von Dr. W. und T. Wagner dem Leser vorgeführt wird, indem sich ein buntbewegtes Kriegsleben um die Person des Helden und seines Wachmeisters entfaltet; über 100 gute Abbildungen nach Porträts, alten Stadt- und Schlachtplänen, Mägen, Medaillen, historischen und Gemälden machen dies Buch noch interessanter, als der vortreffliche Text ohne weisliche Beschreibungen allein dies vermöchte. Wohl mehr für Erwachsene ist die „Illustrierte Kunstgeschichte“ von R. Göpel, neu bearbeitet von Ph. Stein (gleichfalls Spamer's Verlag), berechnet, eine klare, gut geschriebene Uebersicht der Entwicklung der bildenden Künste bis in die Neuzeit mit vielen Illustrationen. — Zu den stets geheimnisvoll lodenden Gefilden der Dichtung führt uns das „Nibelungenlied“, für die Jugend bearbeitet von Adolf Baumeister (Stuttgart, Reff). Der Autor hat hier manches Unwesentliche und für die Jugend ungeeignete des Originals ausgeschieden und die Nibelungenstrophe mehr dem jetzigen Gefühl für Rhythmus und Verskunst angepaßt, so daß die herrliche Dichtung sich leichter liest, geschmückt ist diese Ausgabe mit Zeichnungen von Haberland. Ein ähnliches Werk ist das „Gudrunlied“, von Emil Engelmann bearbeitet (derselbe Verlag). Der kundige Autor spendet in diesem Werke eine Ausgabe des anmutigsten, lieblichsten der alten Epen, nach den besten Quellen für das deutsche Haus und für die Familie mit Feinheit und Geschick redigiert. Zeichnungen nach Kepler, Hoffmann, Haberland, Glos und anderen, neben elegantem Einband, schönem Druck auf feinem Papier geben diesem Werk einen gediegenen und festtäglichen Charakter, die Physiognomie eines wertvollen Geschenkes. — Sehr geschmackvoll erfundene und höchst elegant ausgestattete Spielkarten, 56 Blatt deutsche und 36 französische, welche in dem T. O. Weiglschen Verlag in Leipzig erschienen, mögen den Schluß dieser kleinen Revue machen. Diese Karten sind eine phantasievolle Abweichung der hergebrachten stereotypen Form. Die deutschen hat gezeichnet E. Doepler der Jüngere, die französischen L. Burger. Brillant in Farben und Druck mit vergoldetem Rand und in einem eleganten, reichverzierten Karton werden diese ebenso herrlichen wie originellen und künstlerisch interessanten Karten sicher sehr viele Käufer und froh überraschte Empfänger finden.

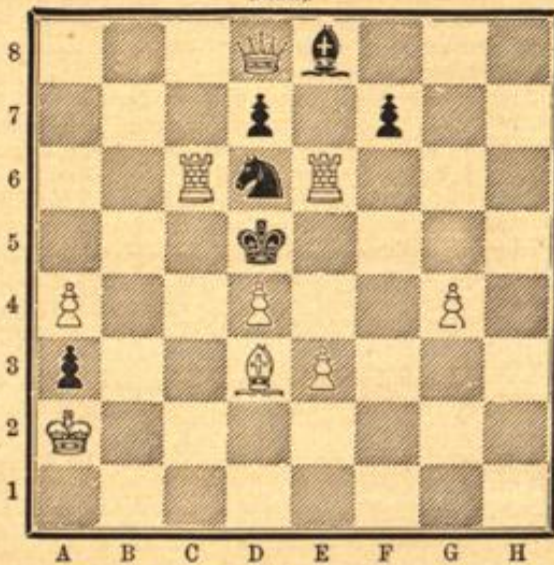
Schach.

(Redigiert von Jean Dufresne.)

Ausgabe Nr. 6.

Von G. Libernik.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Ausgabe Nr. 4 in Nr. 12:

- Weiß. 1) e. f. 8 - d. 6 1) Weiblich.
- Schwarz. 2) d. 7. e. 6. 2. Matt.

Auflösung des Weihnachts-Königsmarsches Seite 215:

Christabend.



Rindchen hat sich müd gemacht,
hat den ganzen Tag
Ilebers Christkind nachgedacht,
Weiß wohl kommen mag:

Ob's ein holder Engel wär,
Träg' zwei Flügellein; —
„Heut entgeh' mir nimmermehr!“
Denkt es — und schlüft ein.

Mutter bringt zu Tische schnell
Ist den Weihnachtsbaum,
Und die Kerzen kommen hell
In des Kindes Traum.

Und im Traume blendend leuchtet
Durch die Thür ein Schein:
Mit verkümmertem Angesicht
Tritt ein Engel ein.

Schmückt ein Bäumchen wundervoll,
Füßlein's an zum Schlaf,
Und dann neigt er über's Bett
Lächelnd sich zum Auf.

Mutter, die am Bettchen sitzt,
Sieht ihr träumendes Kind,
Sieht, wie sich das Mündchen spielt,
Rüht es ganz geschwind.

Und sie thut's noch einmal drauf,
Kann nicht widerstehn —
Und zwei Kerzlein thun sich auf,
Wie zwei Sterne schön.

Ob auch erst das Kind erschriet,
Als der Traum entflieht,
Still verträumt und es nicht,
Als den Traum es sieht.

Richtet sich empor in Hast:
„Ist kein Engel da?“
Und die Mutter es umfaßt:
„Sieh, ich halt' ihn ja!“ —

R. v. Wartenburg.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. B. in Ahrig. Wir haben Ihnen an dieser Stelle geantwortet. Nur wenn eine unehrenhafte Handlung verlangt wird, sonst nicht.
Hrn. D. B. in Berlin. Die Festzeitung des Stiftungsfestes in Bromberg ist uns nicht gekommen.
H. R. in Münster. Wenn Sie die ersten Hefte dieses Jahrgangs durchlesen, werden Sie das zweimal finden.
Abonnent in Mannheim. Ein sehr umfangreicher und eingehender Erläuterungsbericht der Vorarbeiten für den Bau des Nord-Ostkanals, herausgegeben von H. Dahlström, ist bei Friedrichsen in Hamburg gerade jetzt erschienen.
Hrn. J. Bremer in Salfeld. Das kann ja sein — aber ebenso wenig wie man jemand zu Liebe zwingen kann, dürfte man im Hande sein, jemanden zum Glauben an die Wunder der Haardustpissen zu zwingen. Die Anhänger schwören darauf, andere lachen darüber.
Frl. Ottilie Casperole in Bamberg. Sie meinen wahrscheinlich den Magnetberg, der den ihm sich nähernden Schiffen die Eisen- teile herauszog, wodurch sie auseinander fielen.
Abonnent in Reval. Die Photographie? Und hat der Autor anvertraut, daß er nicht eine mehr besitzt.
Hrn. A. J. Mai in Sch. Durch den Verlag von B. F. Voigt in Weimar vielleicht.
A. D. 25. Originell und von lebhaftem Geiße und nicht ganz ohne starken Eigensinn.
Langjährige Abonnentin in Th. Wir haben deshalb nach Paris geschrieben.
A. R. in Prag. Wenden Sie sich hinsichtlich dieses Verfahrens an Dr. med. Lehmann, Stuttgart, Friedrichstraße 32.
Hrn. F. Ebers in G. 1) Kampfer. 2) Ja. 3) Von einem flüchtigen, geschickten Arzt angewendet — dann allerdings völlig vertrauenswürdig.
D. F. in Emden. Nicht ohne Originalität, aber formell und auch der Pointe nach zu wenig ausgebildet für ein größeres und anspruchsvolles Publikum.

H. W. in Teplich. Erfindung, Stimmung und Malerei sehr hübsch, aber Reime wie: Haat — hart, Roken — geschlossen etc. und manch andere ungelungene Wendungen machen den Abdruck für uns unmöglich. Bei dem großen jedoch Ton und Wurf einer echten Ballade.
Hrn. J. v. A. Zu leicht!

Frau Emilie Kemmerer in Braunschweig. Es ist schwer, wenn Wohlthun dazu genommen, die Verlesung festzustellen, da bei der Verlesung auch die Analyse sich unmöglich erwies.

Wichtige Lösungen von Rebus, Rätseln, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Frl. Liobeth Heine, Triest; Fanny Waldboth, Bogen; Clotilde Fabbender, Wien; Emma Warden, London; Hulda Friemen, Marburg; Sabra Vetter, München; Karoline Stedlein, Augsburg; Vertha Promber, Posen; Hannchen Reinhard, Berlin; Frau A. D. Leven, Uerdingen; Elise Reglath, Pöschel; Herjilie Martig, Stettin; Hrn. G. Forster und E. Mikke, St. Strehly; F. Riesel, Berlin; F. Schent, Weibisch; P. P. Neu-Kuppig; T. Tweele, Dahleburg; St. Hattenmoller, Korfach; R. Lejchen, Alrich; E. Schmitt, Konstanz; R. Heller, Innsbruck; A. Springweiler, Niederbrunn; E. Gogel, Brunn; M. Brauchig, Hamburg; G. Kolde, Kopenhagen; J. Trentler, Hannover.

Hrn. P. M. in T. Unseres Wissens nur noch antiquarisch zu haben. Dagegen können wir noch einige Exemplare des Jahrgangs 1863 unseres Journals abgeben und haben Sie als Abonnent ein Anrecht auf den ermäßigten Preis von 4 Mark für den gebundenen Jahrgang.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Abonnent in Mannheim. Gegen erkrankte Hände und Füße sind Einspielungen mit Kollodium oder Einreibungen mit folgendem Ointment zu empfehlen: Seifen-, Kampfer-, Terpentinspiritus je 15 Gramm, Salmiatgeist 8 Gramm.

Frau Maria Schn. in Breslau. Ohrenschmerzen kann verschiedene Ursachen haben: Anzündung und Verhärtung von Ohrschmalz (sogenannte Ohrschmalzpfropfe), wohl die häufigste, welche aber hier allem Anschein nach auszuschließen ist, da das Gehör selbst nicht gelitten ist, beginnende Entzündung des Mittel- und Innenohres, Reizbarkeit des Nervensystems infolge von erschöpfenden Krankheiten, Blutverflüssen, Blutarium, aber auch Selbsttötigkeit und dergleichen. Es kann natürlich nur Sache des untersuchenden Arztes sein, die jeweilige Ursache festzustellen und das entsprechende Heilverfahren darnach einzurichten. Dr. Sch.

Anfragen.

17) Wie kann man Stroh, das zu hart zum Flechten ist, weich und biegsam machen? Abonnentin in Koblenz.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Das Haus mit den zwei Eingängen, Roman von Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. — Dezember, Gedicht von Fr. Kan. Seidl. — Einsprüche. — Kapital und Arbeit, Skizze von Eino Schmeider. — Der Einzug des Fürsten D. M. Postarski in den Kraml, im Oktober des Jahres 1612, von Ernst von Stern. — Am Spinnrade, eine Weihnachtsgeschichte von Moriz Alie. — Schlus. — Originelle Gewerbsweise. — Seines Glüdes Schindl, Roman von Ewald August Adig. Fortsetzung. — Vom bulgarischen Kriegsschauplatz. — Für das junge Volk: Kleine Arbeitshefte für Mädchen; Kinder-Charade. — Weihnachtsbücher. — Aus allen Gebieten. — Schach. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Dezember, Zeichnung von G. Giacomelli. — Zu der Weihnachtsfeier: Am Spinnrade, zwei Originalzeichnungen von Gustav Varrich. — Der Einzug des Fürsten D. M. Postarski in den Kraml zu Mollau im Oktober des Jahres 1612, Zeichnung von Ralph Stein. — Wilan I. König von Serbien. — Vom bulgarischen Kriegsschauplatz: Religiöse Cerimonie beim Aufmarsch der serbischen Truppen, Zeichnung von A. Schönderg. — Weihnachtsabend in der Kaserne, Originalzeichnung von E. Hofang.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart und Leipzig.

Zu Festgeschenken vorzüglich geeignete Illustrierte Prachtwerke.

Große Pracht-Bibel, mit den Bildern von Gustav Doré. Illustrierte Pracht-Ausgabe mit 230 großen Bildern und reichen Verzierungen im Text. Vierte Auflage. Evangelische Ausgabe. Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther. Katholische Ausgabe. Aus der Vulgata Uebersetzt von Dr. Joseph Franz v. Alloli.

Je zwei Bände groß Folio in Original-Prachteinband mit Goldschnitt und reichem Goldverziern.
in ganz Maroquin rot M. 125. — in engl. Bindm. mit Leder-
rücken rot M. 107. —
bitto Schwarz M. 105. —

Palästina in Bild und Wort. Nebst der Sinaitabfingel und dem Lande Gosen. Nach dem Englischen herausgegeben von Georg Ebers und Hermann Gutsch. Mit 39 Stahlstichen, mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem. Zwei Bände in Folio. In Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis M. 115. —

Aegypten in Bild und Wort. Beschrieben von Georg Ebers und dargestellt von unseren ersten Künstlern. Mit 282 Illustrationen in feinstem Holzschnitt und 2 Karten. Zweite Auflage. Zwei Bände in Folio. In Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis M. 115. —

Goethes Werke. Illustrierte Pracht-Ausgabe. Mit 1058 Illustrationen erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Dünker. Mit Goethes Porträt und Lebensabriß. Fünf Bände. In prachtvollem Original-einband mit reichster Gold- und Schwarzdruckverzierung. Preis M. 60. —

Schillers Werke. Illustrierte Pracht-Ausgabe. Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Prof. Dr. J. G. Fischer. Nebst Schillers Porträt und Lebensabriß. Zweite Auflage. Vier Bände. In prachtvollem Original-einband mit reichster Gold- und Schwarzdruckverzierung. Preis M. 48. —

Shakespeares sämtliche Werke. Illustrierte Pracht-Ausgabe. Eingeleitet und überföhrt von A. W. Schlegel, Fr. Bodenstedt, A. Delius, F. A. Selbde, O. Gildemeister, G. Hermegh, R. Heyse, G. Kutz und A. Wilbrandt. Mit 830 Illustrationen von Sir John Gilbert. Nebst dem Porträt und der Biographie Shakespeares. Vierte Auflage. Vier Prachtbände. Fein in Leinwand gebunden mit reicher Gold- und Schwarzdruckverzierung. Preis M. 40. —

Vorstehende Werke können durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

